

# Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.  
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).  
Einzeln Nummer 15 Pf.  
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertel, 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:  
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.  
Ausgabe für Spedition:  
„Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet  
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.  
Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55  
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

№ 48.

Sonnabend, den 29. November 1890.

IV. Jahrgang.

**Aus der Woche.** — In Engels Geburtstags. — Wie man groß wird. — Aus der „sittlichen Weltordnung“. — Die „Freie Volksbühne“ und die Arbeiter.

Gedicht. — Novelle. — Aus meinem Bauernspiegel. — Klassen in Richter's „Irrlehren“. II. — Ein Märtyrer vor seinem Tode. — Produktion und Technik.

**Aus der Woche.**

—so— Der König von Holland, der letzte Oranier, ist gestorben. Sein Ahn war zu Zeiten des blutigen Alba Führer der Geusen (Bettler); er versuchte im Jahre 1867 das Herzogthum Luxemburg um eine Geldsumme an Frankreich zu verschachern, um seinen Finanzen aufzuhelfen. Im Jahre 1870 lief er einige Tage mit der Kriegserklärung an Deutschland in der Brusttasche herum, bis ihm die Mehrheit des holländischen Volkes bemerkbar machte, daß sie keinen Krieg wolle. Seine beiden Söhne starben lange vor ihm; der eine an Rückenmarksdarre in der Heimath, der andere als Lebemann und komische Figur in Paris an Entkräftung. Der Thron fällt an seine Tochter, ein zehnjähriges Kind.

— In Paris wurde am helllichten Tage in einem Hotel der russische General Selwerstjoff erschossen. Er war eine Zeit lang Leiter der sogenannten dritten Abtheilung, d. h. der russischen Geheimpolizei; auf seine Veranlassung hin sollen allein 15 Tausend Nihilisten und Verdächtige nach Sibirien verschickt worden sein. Man behauptet, daß er in den letzten Jahren der Chef der russischen Spitzelgarde in Paris gewesen sei, und daß ihn in dieser Eigenschaft und aus diesem Grunde das tödtliche Mee — es war vergiftet — getroffen habe. Selwerstjoff war unermesslich reich, aus seinen Fabriken bezog der russische Staat seine Militärstücke. Er war sechzig Jahre alt und noch immer ein Wüßling. Wie man sagt, soll er gegen hundert uneheliche Kinder hinterlassen haben. Der Thäter, man nennt einen Polen, konnte bis jetzt nicht ergriffen werden. Die französische Regierung hat unlänglich dieses Falles viele Verhaftungen vorgenommen und trägt sich mit dem Plane, eine Menge Ausweisungen vorzunehmen.

— Parnell, der Führer der Irländer im englischen Parlament, war wegen Ehebruch verurtheilt worden und wollte sich aus dem politischen Leben zurückziehen. Auf das Drängen seiner Freunde hin bleibt er wieder und hat auch thatsächlich seinen Sitz im Parlamente wieder eingenommen. Das war vorauszusehen. Den Angehörigen der herrschenden Klassen hat die „freie Liebe“ noch niemals etwas in ihrem Fortkommen geschadet. In Deutschland ging vor einigen Jahren ein Politiker mit der Frau eines andern durch und trotzdem stieg er auf der parlamentarischen Leiter bis zur höchsten Sprosse. Gleiche Brüder, gleiche Klappen allerwege.

— Der Prozeß gegen den Grafen Kleist, der wehrlose Leute durchzuprügeln liebte, ist beendet. Der gnädige Herr wurde zu 1/4 Jahren Gefängniß verurtheilt. Der moralische Defekt, — so sagt der Zeuilleton-Korrespondent der „Frankf. Ztg.“ sehr richtig, — welcher rücksichtslos in dem Typus des Grafen Kleist bloßgelegt wurde, wuchert nicht einseitig in der Klasse Derer, die den Grafen Kleist zu den Ihren rechnen. Der Boden für ihn ist überall da äppig gedüngt, wo die schrankenlose Zucht herrscht, wo das Bewußtsein der Pflicht, der Rücksichtnahme auf die große Gemeinschaft schwindet und es ist gleichgültig, ob ein anarchischer Geselle, auf eine lange Ahnentheile oder auf einen stropfenden Geldjad gestützt, sich über diese Rücksicht auf die Gesellschaft hinwegsetzt. Hunger auf der einen, Genußsucht und Brutalität auf der andern Seite, welche großartigen Erfolge unserer Zivilisation!

— Die italienischen Wahlen sind zu Gunsten der Regierung ausgefallen. Das überrascht bei einem Volke

nicht, von dem die Hälfte weder lesen noch schreiben kann, ist in einem Lande leicht erklärlich, in welchem jährlich Tausende dem Hungertypus und der Pellagra erliegen, Hunderttausende als Auswanderer übers Meer gedrängt werden. Thatsächlich hat noch jede italienische Regierung, gleichgültig welcher Farbe sie war, sich ihre Majorität gemacht. Die Sozialisten enthielten sich in den meisten Städten der Wahl, trotzdem gelang es ihnen, sieben Mandate zu erringen. Für genügend Rechte im Karpfenteiche ist also gesorgt.

— Der deutsche Reichstag wird am 2. Dezember zusammentreten. Als erster Punkt steht auf der Tagesordnung: Erste Berathung des Entwurfes eines Gesetzes, betreffend die Vereinigung von Helgoland mit dem deutschen Reiche. Das Sehnen der Helgoländer und nationalen Kartellerrichte wird also in absehbarer Zeit gestillt werden. Gleichzeitig wird auch der neue Reichsmilitäretat bekannt. Die fortlaufenden Ausgaben weisen ein Mehr von 25 754 707 Mark aus. Auf den preussischen Etat entfallen hiefür 19 826 061 Mark. Für die Marine sind als fortdauernde Ausgaben 4 424 801 Mark mehr und als einmalige Ausgaben 7 221 130 Mark mehr eingestellt. Die Forderungen für Heer und Flotte haben sich also auch heuer wieder mit unfehlbarer Sicherheit in verschärfter Weise eingestellt. Und sie werden auch bewilligt werden, diese Forderungen. Es soll ja gar nicht schmerzhaft sein, aus anderer Leute Häuten Riemen zu schneiden. Es fragt sich nur, wie lange diese anderen Leute auch ein Vergnügen daran finden, unbillig gesprochen, wie lange die Steuerkraft des Volkes, des erwerbenden Volkes, mit diesen, sich überstürzenden und lawinenartig anschwellenden Forderungen gleichen Schritt zu halten vermag.

— O rühret, rühret nicht daran. Im preussischen Landtage erhielt der von der Regierung eingebrachte Entwurf einer Erbschaftsteuer ein Begräbniß erster Klasse; er wurde in der Kommission begraben. Die Leidtragenden machten dabei recht vergnügte Gesichter. Selbst der Nächstbetheiligte, der preussische Finanzminister konnte nicht umhin zu gestehen: Ja, wenn die Herren nicht wollen — Natürlich wollten die Herren nicht. Wer will auch gern bezahlen? Nicht einmal ein preussischer Minister. Bismarck hat es nicht gewollt und sein Freund Lucius auch nicht. Der verfloßene Landwirtschaftsminister machte eine Defensivbesprechung und stiftete ein Fideikommiß. Dafür sollte er einen Stempel von 3 pCt. entrichten. Nun erzählt man aber, er wäre — über diese Unbill empört — zu seinem Freunde Bismarck gegangen und dieser hätte Fürbitte für ihn eingelegt, so daß die Zahlung nachgesehen wurde. Das geschah noch unter der Herrschaft Otto des Eisernen, jetzt aber kommt die Nemesis. Richter erhebt sich im Abgeordnetenhaus und interpellirt und fragt: Was, die armen Aktiengesellschaften und die Erbschaften der Bankiers wollt ihr besteuern und die freiherrlichen Millionäre laßt ihr laufen? Mit was für Dingen geht das zu? Und der Minister sagt, er werde sich erkundigen; das Erbschaftsteuergesetz fällt und alles bleibt häßlich beim Alten.

— Die Koch'sche Entdeckung ist bereits ausschlagungsreif geworden. Nach den Meldungen der Blätter verlangen einzelne Aerzte 300 Mk. für eine Einspritzung, außerdem muß noch für den Platz in der Heilanstalt u. a. m. gezahlt werden. Wie charakteristisch! In der kapitalistischen Gesellschaft setzt sich Alles in Geld um. Was sie erkaufte, verwandelt sich vor ihren Augen — wie eine tiefstimmige griechische Sage erzählt — in kaltes blinkendes Gold. Und die Menschheit verhungert und siedet mitten im Golde dahin. Kein noch so klüner Erfindergeist vermag diesen Fluch zu bannen.

**Zu Engels' Geburtstag.**

Am 28. November begeht Friedrich Engels seinen Geburtstag. Keine Fackelzüge, keine Festessen und pomp-haften Toaste werden ihn ehren, aber das arbeitende Volk wird seiner in Liebe gedenken. Einer der Fröhlichsten,

hat er sich der Sache des Proletariats gewidmet, in unermüdlicher Arbeit mit seinem Freunde Marx zusammenwirkend. Marx ist in unserer Bewegung die Aufgabe zugefallen, die theoretischen Grundmauern des modernen Sozialismus aufzuführen, Lassalle war der hinreichende Meister der Rede, der wie kein Anderer Begeisterung in der Brust des Arbeiters zu entzünden wußte und der mit wuchtiger Kritik die ökonomischen Plattheiten der bürgerlichen Nationalökonomie vernichtete. Engels steht zwischen beiden; er nimmt an dem positiven theoretischen Ausbau unserer Lehren den thätigsten Antheil wie Marx, und er polemisiert wie Lassalle. Aber sein Angriff richtet sich nicht gegen die bürgerlichen Systeme — die waren schon diskreditirt genug — sondern gegen jene sozialpolitische Afterswissenschaft, welche sich marktchreierisch den Arbeitern ausdrängt. Die Lehren von Karl Marx konnten nicht mit einem Male von dem Proletariat begriffen werden, die größten Mißverständnisse und daneben hochmüthiges Besserwissen standen ihr hemmend entgegen. Hier griff Engels ein. Was — um nur eine einzige, freilich die größte Schrift herauszugreifen — sein Buch „Herrn Dühring's Umwälzung der Wissenschaft“ genügt hat, ist ganz unschätzbar. Seine Sprache hat wunderbare Frische und Einfachheit und schmiegt sich überall dem logisch-sicheren Gedankengange aufs glücklichste an. Beim Lesen dieser Schrift, Da merkt man recht, was es heißt, mit Genuß zu lernen.

Selbstverständlich hat sich die Thätigkeit Engels nicht auf dieses Gebiet der Polemik, wenn er uns hier auch am vertrautesten ist, beschränkt. Von seinen anderen Schriften ist geradezu grundlegend die „Lage der arbeitenden Klassen in England“, die er als blutjunger Mensch verfaßte. Die Gedanken der materialistischen Geschichtsauffassung, wie sie später von Marx und Engels im „kommunistischen Manifest“ so überzeugend zusammengefaßt wurden, hier schimmern sie schon — wenn auch minder deutlich — überall hindurch. „Die treibenden Kräfte, die zur Emanzipation des Proletariats führen, so schreibt Kautsky treffend mit Bezug auf diese Arbeit, waren ihm nicht mehr das Mitleid und die Unterstützung der Bourgeoisie, sondern die ökonomische Entwicklung und der Klassenkampf des Proletariats.“ Das Buch, ist bahnbrechend für die ganze spätere beschreibende Nationalökonomie, den einzigen Wissenszweig, in welchen die bürgerlichen Volkswirtschaftler seither etwas geleistet haben. Auch der vortreffliche Ausdruck „industrielle Reservearmee“, den wir heute überall in der sozialistischen Presse begegnen, das sei noch bemerkt, entstammt dieser Schrift. Nicht Marx, Engels gehört er an.

Wer das Glück gehabt hat, in persönliche oder briefliche Verbindung mit Engels zu treten, der hat auch seine umfassenden und staunenswerthen Kenntnisse, die Schärfe und Lebendigkeit seines Denkens und die prächtige Freigebigkeit kennen gelernt, mit welcher er an jeden, der etwas lernen will, aus dem Schatze seines Wissens mittheilt: Ein wunderbares Beispiel geistiger Uneigennützigkeit, ein echter Kommunist des Wissens! Die wichtigste Aufgabe, an der Engels in den letzten Jahren seines Lebens arbeitete, war die Herausgabe der nachgelassenen Manuskripte zum „Kapital.“ Der dritte Band hiervon steht noch zu erwarten. „Nur an Ruhe — so schreibt in der „Neuen Zeit“ Kautsky, der jahrelang mit unserem greisen Führer verkehren durfte — fehlt es ihm, nicht an der Kraft. Trotz seiner siebenzig Jahre ist unser Veteran noch jugendfrisch, nichts Greisenhaftes ist an ihm zu merken. Noch ist er ein unermüdlicher Arbeiter, ein unermüdlicher Student — er lernt immer noch, akkumulirt immer noch geistiges Kapital, statt von dem erworbenen zu zehren: ungleich der Mehrzahl seiner Altersgenossen lebt er immer noch mehr in der Gegenwart und Zukunft als in der Vergangenheit.“

„Wohl mag es Stunden geben, in denen diese lange Jugend ihm als ein zweifelhaftes Geschenk erscheinen mag, da sie nicht auch denen zu Theil geworden, mit denen

die engsten Bande ihn verbunden. Aber wir hoffen und wünschen, daß er für das, was er in seinen alten Freunden und Lebensgefährten verloren, wenigstens einigermaßen einen Ersatz finde in der Liebe und Verehrung, die alle denkenden und zielbewußten Proletarier und alle wahren Freunde des Proletariats für ihn empfinden, um so mehr empfinden, je näher sie ihn kennen — sei es auch nur aus seinen Schriften; einen Ersatz in dem siegreichen Fortschreiten der Bewegung, an deren Wiege er gestanden, deren Förderung seit fünf Jahrzehnten seine Lebensaufgabe ist, deren Triumph mit raschen Schritten naht.“

Das wünschen auch wir ihm aus vollem Herzen.“)

### Wie man groß wird.

(Aus der Entwicklungsgeschichte des Hauses Baring Brothers.)

H. P. Ein Welthaus ist in London gefallen und die gesammte Bourgeoispreffe bricht ob dieses schmerzlichen Ereignisses in bittere Thränen aus. Man erschöpft sich in lähnen Bildern, man spricht von einem „verheerenden Orkan“, der über die Londoner Börse dahingebraust, von einem Sturm, der eine Eiche entwurzelt hat, von der Vernichtung eines „Factors des Welthandels“. Und wie sollte auch die ganze Kapitalistenwelt ein solches Ereigniß nicht lebhaft beklagen! Gehörten doch die Chefs der falliten Firma zu den hervorragendsten Vertretern der kapitalistischen Gesellschaft, bildeten sie doch wahre Typen ihres Standes; sie waren natürlich allezeit Ehrenmänner, die Chefs des Hauses Baring, Gentlemen erster Güte, sie waren für ihre Verdienste mit den Titeln von Baronet's und Lords ausgezeichnet worden. Sie saßen im Hause der Gemeinen, wohin sie wohl eher gehört haben mögen, aber auch in der Kammer der Peers, kurz sie waren mit allen Ehren und Auszeichnungen bedacht, mit denen die sittliche Weltordnung ihre überzeugten Vertreter erkrönt. Das alles ist in den Biographien des Hauses Baring, welche die Organe der bestehenden Klassen in aller Welt anlässlich des Sturzes des Hauses veröffentlicht haben, gebührend hervorgehoben worden. Die interessantesten Einzelheiten aus dem Leben dieser großkapitalistischen Firma sind aber dem Publikum bisher vorenthalten worden; gerade von diesen wollen wir hier sprechen, denn sie kennzeichnen überaus treffend die Mittel, deren sich das große Kapital in der Ausübung seiner so segensreichen Mission der Weltherrschaft bedient.

Der Kampf gegen die verderbliche Einwirkung des Kapitalismus auf die menschliche Gesellschaft, auf die Gesittung und Kultur wird nicht wenig durch den Umstand erschwert, daß diejenigen, die ihn führen, dem praktischen Geschäftsleben und insbesondere den Kreisen der „hohen Finanz“ in der Regel ferne stehen und mit den Einzelheiten der großen Kunst der Geldmacherei nicht vertraut sind; die Eingeweihten, welche die bei den großen Finanzoperationen gebräuchlichen Schliche und Kniffe kennen, hüllen sich in ein begreifliches Schweigen. Liebt nun Jemand seine Kritik an den Machenschaften des Kapitalismus, ohne mit genauen Ziffern und Daten aufwarten zu können, so erhebt sich sofort ein ohrenzerreißendes Geschrei über Verläumdung u. s. w. Da muß man denn wirklich dem Zufalle dankbar sein, der einem eine Publikation in die Hand spielt, welche schätzbare Aufschlüsse darüber erteilt, mit welchen Hilfsmitteln ein großes Bankhaus zu seinem Weltrauf und zu seinen Millionen gelangt.

„Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären. Reminiscenzen eines ehemaligen Kaufmannes von H. Rolte“ so nennt sich ein ungefähr in der Mitte der fünfziger Jahre im Subscriptionswege erschienenen Buch, von dem heute nur noch wenige Exemplare im Umlauf sein dürften. Der Verfasser, ein Deutscher, hat sich, wie schon der Titel zeigt, viel in der Welt herumgetrieben und kam schon in jungen Jahren mit der Firma Baring in Berührung, die sich später zu einer länger andauernden Verbindung gestaltete. Er ist in die Geschäftspraxis des Hauses Baring gründlich eingeweiht und was er erzählt, trägt den Stempel der Glaubwürdigkeit an sich. Selbstverständlich ist ihm jede feindliche Tendenz gegen das Kapital fremd, er sieht alles mit den nüchternen Blicken des Kaufmannes an, umsomehr charakterisiert seine Darstellung die Moral der Helden des Großkapitals.

Bald nach der Begründung des Hauses Baring wird einer der Söhne der jungen Firma durch seinen abenteuerlichen Spekulationstrieb nach Zentralamerika geführt. In Mexiko macht er eine wunderbare Entdeckung. Rings um die Hauptstadt dehnt sich ein fruchtbares Land aus, der Gemüse- und Obstbau steht in vollster Blüthe, die Geflügelzucht gedeiht dort vortrefflich. Eine geniale Idee keimt in dem Gehirn des jungen Baring; wie wär's wenn man das alles „gründete“, um sich das Monopol auf den Verkauf dieser Nahrungsmittel zu sichern. Er geht gleich ans Werk und bald wird in dem Komtoir zu London ein von ihm ausgestellter Wechsel im Betrage von 40 000 Pfund Sterling präsentirt. Hier will man von dem Geschäft nichts wissen und legt alle Hebel in Bewegung, um dasselbe rückgängig zu machen. Und was thut man zu diesem Behufe? Die Firma Baring, so erzählt Rolte schlicht und einfach, „sah Mittel

und Wege, die gezegebende Körperschaft von Mexiko zur Erlassung eines Gesetzes zu bestimmen, welches Ausländern den Erwerb von Grund und Boden einfach unterlag.“ Die Absicht der Firma war damit erreicht, das Geschäft des unternehmenden Sohnes todgeschlagen und die ehrenwerthen Mitglieder der gezegebenden Versammlung waren mit der Sache wohl auch zufrieden. Am Anfange des laufenden Jahrhunderts kommt Herr Rolte von London nach dem Kontinent; er hat die Aufgabe, hier mit einem der Chefs des Hauses Baring zusammenzutreffen, „welcher sich als der Leiter eines weitverzweigten Schmuglernetzes, dessen Mittelpunkt Helgoland bildet, hier aufhält.“ Es ist nämlich die Zeit der Kontinentalzölle, aus welcher die schon damals höchst ehrenwerthe Firma durch den Betrieb des Schmuglerhandwerkes Nutzen zieht. Diese Thatsache scheint selbst Herrn Rolte ein wenig aufzufallen, denn er sieht sich zu der Bemerkung veranlaßt, daß man in diesem Betriebe der „Kontrebande“ nichts Anstößiges gefunden habe.

Nicht lange darnach sehen wir das Welthaus bei einer großen Finanzoperation. Der Kongreß zu Nachen ist verammelt, der Pariser Friede wird vorbereitet, das niedergeworfene Frankreich muß der heiligen Allianz mehrere hundert Millionen Kriegsschädigung bezahlen, Herr Baring verpflichtet sich, das nöthige Geld aufzutreiben, er borgt Frankreich 67 für 100, ein ganz respectables Buchergeschäft. Er soll das Anlehen in zwei Hälften aufnehmen, aber ehe die erste Hälfte des Anlehens noch an den Mann gebracht ist, fällt die Rente des besiegten Frankreich auf 56.

Mister Baring möchte nun aus dem Geschäft heraus. Wie er das bewerkstelligt, darüber erzählt nun Herr Rolte Folgendes: „Die Minister Oesterreichs, Preußens und Rußlands, Fürst Metternich, Herr von Hardenberg, Graf Reisselrodte hatten sich durch Zeichnungen an der Anlehenoperation betheiliget, sie wollten die Chancen des Erfolges für sich ausnutzen, den Mißerfolg mitzutragen lag nicht in ihrer Absicht. Herr Baring veranlaßte nun die drei Minister auf den damaligen französischen Minister Richelieu dahin einzuwirken, daß er den Anlehenvertrag rückgängig mache. Dafür befreite Herr Baring die drei Minister von der Nothwendigkeit, die gezeichneten, nunmehr im Kurze zurückgegangenen Renten zu übernehmen. Das ist doch gewiß ein hübsches Stückchen hoher Finanzpolitik. Die Minister der heiligen Allianz suchten bei dem Abschlusse des Friedens resp. bei der Beschaffung der Kriegsschädigung für das besiegte Frankreich ein Profitchen zu machen — ein instruktiver Beitrag zur Zeitgeschichte überhaupt und zu jener des glorreichen Befreiungskrieges insbesondere!“

Natürlich darf in den Annalen einer so ruhmvollen Finanzmacht auch der bewußte „Ring“ nicht fehlen; wir sehen denn auch den Chef des Hauses Baring im Anfang dieses Jahrhunderts in holder Eintracht mit Herrn James Rothschild einen Kaffeering bilden, um den sämtlichen auf den westindischen Plantagen gebauten Kaffee aufzukaufen, um dann die Preise desselben nach Belieben in die Höhe schrauben zu können, ein Plan, der freilich schmähslich mißglückt.

Die letzten großen Finanzoperationen des Hauses Baring sind aus den Zeitungsmittheilungen bekannt, das Haus gewährte der südamerikanischen Republik Argentinien, einem Staate von etwas mehr als 3 Millionen Einwohnern und keineswegs glänzenden Finanzverhältnissen im Laufe weniger Jahre Anleihen im Betrage von beiläufig Hunderten Millionen Mark. Im ganzen genommen haben die ehrenwerthen Brüder Baring in den letzten 10 Jahren solche meist südamerikanische, überaus zweifelhafte Anleihen in dem ungeheuerlichen Betrage von nahezu 2 Milliarden Mark negoziert. Wohlwollende Bourgeoisblätter, die für solche Vorkommnisse immer die mildesten Worte in Bereitschaft haben, sprechen von einer bedauerlichen und unbegreiflichen Verirrung eines hochachtbaren Hauses. Es liegt aber hier durchaus nichts unbegreifliches vor. Die Brüder Baring wußten vielmehr sehr wohl, was sie thaten. Sie liehen zweifelhaften Schuldnern Geld gegen hohe Prozente und suchten dann das Publikum mit Hilfe der theilnehmigen Presse, durch die glänzendsten Versprechungen zum Ankaufe der fast werthlosen Papiere zu verlocken. Daß sie bei diesem reinlichen Geschäft durch Börsenkrisen und andere Zwischenfälle verhindert wurden, das Publikum gehörig einzuseifen, ist freilich für die Herren fatal; wäre ihnen der Verkauf der südamerikanischen Papiere gelungen, so würde heute kein Hahn nach den ehrenwerthen englischen Spießbürgern krähen, die ihr gutes Geld für schlechte südamerikanische Papiere hingegeben haben, Baring Brothers aber ständen stolz und aufrecht da, als die festen und unantastbaren Stützen der Gesellschaft.

Nun ist das Haus zusammengestürzt, die Herren Rothschild und Konsorten eilen schützend und helfend herbei, denn es gilt ja das System gewaltig aufrecht zu erhalten, um der Welt das Schauspiel zu ersparen, daß einer von den Großen vor dem Polizeigerichte erscheint.

Wir haben aus der Darstellung des Herrn Rolte die Etappen kennen gelernt, welche die Entwicklung eines großen Welthauses kennzeichnen: Bestechung, Bucher, Schmuggel, schwindelhafte Spekulation auf die Taschen des Publikums, das sind die Stufen, auf denen man zur Anhäufung von Millionen, zu Ehre und Ansehen in der bürgerlichen Gesellschaft und zur Würde von Trägern der sittlichen Weltordnung emporsteigt. Und

nun, da der imposante Schwindelbau zusammen gestürzt ist, braucht man ja nicht etwa zu fürchten, daß die Mitglieder des Hauses Baring sich im Hydepark oder auf der großen Themstrände mit dem Hute in der Hand hinstellen werden; das Vermögen der Firma wird zur Durchführung der Liquidation verwendet, aber was die einzelnen Mitglieder der Familie außerdem an Wohnpalästen und Villen, an Landgütern und Jagdgründen besitzen, das bleibt ihnen ungenommen, denn das ist ja rechtlich erworbenes unantastbares Eigentum.

Das „segensreiche Wirken des Kapitalismus“ kann sich nicht leicht drastischer offenbaren als in der Geschichte des Hauses Baring! —

### Aus der „sittlichen Weltordnung“.

Es geht in diesen schlechten Zeiten ein Hauch sentimentaler Schwermuth durch die Reihen unserer Segner. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — so spricht die Bibel. Und die Früchte des kapitalistischen Systems — man kann an ihnen gar nicht mehr vorbeisehn. Sie drängen sich, man wende sich, wohin man will, dem Blick auf. Daher Seufzer und Kopfschütteln hier und dort. Wir haben einiges davon gesammelt und setzen es zur Erbauung unserer Lesern vor.

Da ist zuerst Prof. Delbrück, der im „Genossensch. Wegweiser“ über den Bauschwindel — von dem Berlin ein Liedchen zu singen weiß — also seine Klage erhebt: In großen Städten wirt sich neben soliden, technisch gebildeten und vermögenden Bauherren eine Menge geriebener und verkommener Spekulanten, Grundstücks-Kommissionäre, auch Maurer- und Zimmerpolierer auf das Baugeschäft. Technische Kenntnisse brauchen sie nicht, Vermögen brauchen sie auch nicht. Das Technische besorgen ihnen Maurermeister, die nach bekannten Mustern bauen, Geld wird ihnen vorgeschossen; die Zechen bezahlen schließlich die Bauhandwerker, mittelbar auch das wohnungsbedürftige Publikum. Gemacht wird es aber so: Der Bauspekulant kauft ein möglichst großes Terrain. Da er nichts hat und das Geld borgt, so kommt es ihm auf den Preis nicht viel an. Daher gehen die Grundstückspreise so sehr in die Höhe. Die Baugelder geben Baubanken und einzelne Banquiers mit dem Fortschreiten des Baues gegen hypothekarische Sicherheit. Die Lieferanten von Baumaterialien, insbesondere aber die Bauhandwerker, erhalten dann aus den Baugeldern „Anzahlungen“. Im übrigen gehen sie, wie es ihr Geschäft mit sich bringt, mit Arbeiten und Materialien in Voranschau. Nun kann sich die Sache in zweifacher Weise gestalten. Die Konjunktur ist günstig, glänzend, der Neubau wird vollendet und vortheilhaft verkauft, der Bauspekulant ist über Nacht ein reicher Mann geworden, und die Bauhandwerker werden für ihre Reklamationen befriedigt. Oder es gelingt dem Bauspekulanten wenigstens, neue Terrains zu erwerben, neue Baugelder zu erhalten, so daß er mit dem Geld für den zweiten Bau die Schulden des ersten zuspottet und so weiter, so lange die Konjunktur bleibt. Gelingt aber weder das eine noch das andere, so verfällt er eben in Konkurs. Der Bauspekulant hat bei dem Geschäft nichts verloren, denn er hat vorher nichts begeben, die Baugeldgeber verlieren nichts, denn sie sind gedeckt, hineingelegt ist nur der Bauhandwerker.

Das Klage-lied der Kreuzzeitung reiht sich harmonisch an; es klingt bereits in vollen Tönen: Was von unseren Segnern nicht gelügend werden kann, das ist die Thatsache, daß sich gegenwärtig in ganz moderner Gestalt „ein Raubritterthum mit frecher Stirn breit machen“ darf, welches, ohne näher bezeichnet zu werden, von aller Welt zu erkennen ist. Dieses Raubritterthum hat keinen persönlichen Muth, es ist feig; seine Raubzüge aber sind weit ergiebiger als es diejenigen der alten Raubritter je gewesen sind, und es wohnt zu meist, wenn es das Zuchthaus geschickt mit dem Aermel gestreift hat, in luxuriösen Palästen, während die Tausende ausgeraubter Existenzen kümmerlich ihr Leben fristen und leiden müssen, ohne zu klagen. Was aus dieser modernen Raubritter-Gesellschaft gelegentlich an das Licht der Oeffentlichkeit kommt, ist zumeist in hohem Grade bedenklich. Die Niedrigkeit des Gesinnung kann von keinem äußeren Glanze verhüllt, von den dienstfertigen Organen nicht ganz verheimlicht werden. Trotz unterschiedlicher „Arrangirungen“ tritt beständig ein Symptom der Fäulniß nach dem anderen zu Tage. Traditionen hat der Emporkömmling ohnehin nicht, höchstens schlimme und geschäftliche, namentlich wenn seine Ahnen in Galizien Bucher, Branntweinschank, Mädchenhandel, Spionage oder dergleichen getrieben haben. Der moderne Raubritter macht seine Beute, indem er die Konjunktoren der Verhältnisse und die Schwächen der Menschen rücksichtslos und grundlos, ohne Gefühl für Recht und Billigkeit für sich auszunutzen weiß. Eine Reihe neuer Theaterstücke, zuletzt „Sodoms Ende“, führt recht belehrend in das intime Leben dieser Gesellschaft ein. . . Da in manchen Staaten der Adel durch Geldopfer unter den verschiedensten Formen zu erwerben ist, so erscheinen bereits viele Plutokraten unter aristokratischer Firma, namentlich in Oesterreich. Bestellte Wappenschilder mit hochtrabenden Sinnprüchen kennzeichnen den frischgedelkten Emporkömmling. Freiherr von Rothschild ver-

\*) Wir bitten die Leser, es uns nicht zu verübeln, daß der Festsartikel diesmal so unvollständig ausgefallen ist. Ein polkischer Besuch auf unserer Redaktion, welcher die Beschlagnahme des Beiblatts der vorigen Nummer zum Zweck hatte, die Vernehmung und was sich sonst daran schloß, tragen die Schuld.

händete: Concordia, Integritas, Industria! (Eintracht, Reinheit, Fleiß); Freiherr v. Morpurgo: Sempor reote! (Immer ehrlich); Freiherr v. Ginzburg: Laboramus! (Arbeits); Ritter v. Frank: Per laborem ad honorem! (Durch Arbeit zur Ehre) u. s. w. Es ist schwer keine Satire zu schreiben.

Geradezu erschreckt wurden wir durch die Melancholie des erzkonserватiven „Reichsboten.“ Man höre: Das geltende Recht und die durch dasselbe entstandenen Verhältnisse regen vielfach geradezu zu Uebertretungen des christlichen Sittengesetzes an und machen unter Umständen die Erfüllung desselben unmöglich. Wir erinnern nur an die vollständig zum Brauch gewordene Unreellität im Handel und Verkehr und an die unter keine Strafe gestellten Macheenschaften und Treibereien der Börse, die sich immer mehr auf den übrigen Handel ausdehnen. Die Mitglieder vieler Berufsstände sind geradezu gezwungen, das Unrecht mitzumachen, wenn sie nicht der Konkurrenz erliegen wollen, und darin liegt für sie das Bittere dieses heillosen durch die schrankenlose Gewerbefreiheit ihnen auferlegten Konkurrenzkampfes. Unzähligen ist es unmöglich gemacht, den Feiertag zu heiligen, und das höchste Gebot ist da völlig illusorisch, wo sich in der Presse, im Theater und in öffentlichen Lokalen die größte Unsitlichkeit ungehindert und ungebäht breit macht.

Was der Reichsbote im Allgemeinen zugiebt, daß die heutige Gesellschaftsordnung das Verbrechen geradezu herausfordert, großzügig und nährt, das führt das Stöcker'sche „Volk“ an einem besonderen Fall, der Prostitution, näher aus:

Bebel schildert in breiter Darstellung das Uebel der Prostitution, von der er sagt, daß sie der heutigen Gesellschaftsordnung genau so notwendig sei, wie Polizei, Heer, Unternehmerschaft. In der That: Bei der gegenwärtigen Erwerbsordnung wird man die Prostitution nicht einmal wesentlich eindämmen, geschweige denn sie unterdrücken. Die Ehe, diese Grundlage alles staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, ja aller Kultur, ist für einen stets wachsenden Kreis von Menschen unerreichbar, oder erst im vorgerückteren Mannesalter erreichbar geworden. Sie ist für einen ebenfalls sehr großen Theil der Menschen zwar in jungen Jahren erreichbar, aber nur bei Strafe der Aussicht auf ewige Sorgen, auf ein unsicheres Loos; sie ist ferner für diese selben Menschen gestört durch eine übermäßig ausgedehnte Arbeitszeit, durch die Frauen- und Kinderarbeit. So wird in den „besseren“ Ständen wie im Volke die Ehe untergraben, unterwühlt. Auf der anderen Seite zwingt die zunehmende Ehelosigkeit der Männer auch entsprechend mehr Frauen zur Ehelosigkeit. Für die Frauen ist die Ehe aber zugleich Versorgung und nichttherathen zugleich die Pflicht, für sich selbst zu sorgen. Die heutige Gesellschaft, welche die Aufgabe nicht zu lösen vermag, den Verbrauch zu steigern, allgemeiner zu machen — diese Gesellschaft hat keine Verwendung für weitere Arbeitskräfte. Die Löhne der Frauen sind zum Theil erbärmlich, ... Löhne, bei denen auf den Nebenverdienst gleich gerechnet ist. ... Kein Wunder, daß sich die Weiber in immer zunehmendem Maße der Prostitution in die Arme werfen. Sie thun es nicht gerne; die Sinnlichkeit treibt sie nicht dahin, selten wenigstens. Wohl aber ein Fehltritt, Noth. Auf vielen Wegen; diese greift direkt aus Noth zur Schande, das mag der seltenste Fall sein. Sene ist eine Zeit lang die Begünstigte irgend eines Lusternen; verlassen, wird sie zur Prostituirten; das mag der häufigste Fall sein. Sene endlich ist leichtfertig angelegt, wirft sich bald diesem, bald jenem in die Arme, ohne doch eine Prostituirte zu sein; aber sie wird es endlich. Alle aber, wenn sie dieser Klasse erst beigezählt worden sind, möchten frei werden von der entsetzlichen Sklaverei; aber nicht nur, daß ihr besseres Ich, ihre Kraft zum Guten, erstickt ist im Peit- und Bluthauch erkaufter Lust, — die Gesellschaft schließt ihnen mit Verachtung die Thore; der Mann, der sich nicht für zu gut hält, ihnen verborgen in die Arme zu sinken, hält sich doch für berechtigt, sie offen zu mißachten. In der That: es ist kein Zweifel möglich, die gegenwärtige Strömung des Erwerbslebens, die mit der vorhandenen menschlichen Arbeitskraft nichts anzufangen weiß, obwohl doch Tausende ein langes Dasein führen, diese Erwerbsordnung ist schuldig an der gegenwärtigen Ausdehnung der Prostitution. Und wie so manches Andere, was die kapitalistische Ordnung geschaffen oder verschuldet, frisst diese Prostitution am Marke des Volkes. Die Prostitution allein zeigt, daß diese Erwerbsordnung eine unhaltbare, verwerfliche ist. Die Prostitution ist die schimpflichste, niedrigste Form der Knechtschaft. Trotz aller „Freiheit“ ja wegen aller „Freiheit“ sinken wir in diese Knechtschaft, wie in manche andere immer tiefer hinein. Da aber ein stets zunehmender Kreis von ehrlichen Männern die Gefahr, die Noth erkennt, so ist zu hoffen, daß es gelingen wird, eine bessere Grundlage für das menschliche Beisammenwohnen, für die Gesellschaft zu finden, zu schaffen. Dann wird neben manchen anderen Uebeln auch die Prostitution abnehmen.

Wer sind diese ehrlichen Männer, von denen das „Volk“ spricht? Etwa seine Patrone? Die Herren

Stöcker und Genossen, welche „Christliche Jünglingsvereine“ und dergleichen gründen? Doch offenbar nicht, denn das Charakteristische dieser Bewegung besteht ja gerade im „Moralpredigen“, was doch nach dem Eingeständniß des „Volk“ selbst nicht helfen kann, ehe sich nicht die materielle Grundlage alles Handelns, Denkens, Wollens, die ökonomische Struktur der Gesellschaft von Grund aus umgestaltet hat. Also, wer sind die ehrlichen Männer? — Vielleicht die  $\dagger\dagger\dagger$  Sozialdemokraten? Um Gotteswillen! Lieber in Krankheit verfaulen, als solch einen Arzt für die Krankheit! Mit Frauen wenden sie sich von ihm ab, aber sie wissen, es hilft ihnen nichts. „Reichsbote“, „Volk“ und „Kreuzzeitung“ wird mit dem modernen „Raubritterthum“ gegen die wahren Feinde desselben, gegen das aufwachsende Proletariat, Schulter an Schulter kämpfen. Wie schön und rührend schreibt nicht die „Kreuzzeitung“, der wir das Schlagwort geben, in ihrem Leitartikel „Unsere Rekruten“:

Je höher wir das Klaffe überbrückende Moment zu schätzen wissen, welches die Arme unserem Volksthum zur Zeit noch verbindet, je weniger können wir uns der Erwägung verschließen, daß auch die glänzende Medaille der allgemeinen Wehrpflicht ihre Reversoite hat. Ist das Volk das Heer und dieses das Volk — dann liegt auch die Sorge mehr als nahe, daß Krankheiten des Volksthum's sich früher oder später auf das Heer ausdehnen müssen. Der traurigen Thatsache aber, daß unsere Volkseele schwer erkrankt, wird doch nur der widersprechen können, der sich abthölich vor solcher Erkenntniß abschließt. Es ist tief schmerzlich, es sagen zu müssen, das Gift der revolutionären, gott- und vaterlandslosen Denkreise ergießt sich in tausend Kanälen durch den in Fieberhitze erglühenden Körper unseres Volkes. Nicht bloß die Männer sind davon ergriffen, sondern auch die Frauen, und von diesen, den Müttern, ganz besonders kommt es auf die jungen Söhne, auf die Rekruten unseres Heeres. Wenn der Novembersturm über die Stoppel geht, erscheinen, die durch die Entlassung der Reservisten gelichteten Reihen zu füllen, in den Kasernen die Rekruten. Das militärische Geschäftsjahr beginnt: Von den Exerzierplätzen herüber tönen Kommandorufe, tönt das laute Treiben des Wehritandes mitten hinein in die rasselnde Fabrik, in die stille Werkstatt des Nährstandes. Die Arbeit schwerer, schlimmer Gedanken, genährt von Haß und Verachtung erzeugender Rede und aufreizender Schreie, folgt dem jungen Burschen zur neuen Berufsarbeit hinüber, deren straffe Zucht und Selbstbescheidung er nicht als eine heilsame Schule, sondern als eine schandbar erzwungene Beeinträchtigung seiner Menschenrechte hinnimmt und zähneknirschend erträgt. An gleichgestimmten Kameraden drinnen wird es dem also von uns gekennzeichneten so wenig fehlen, denn an gelegentlich gepflegten Beziehungen draußen. —

Wie sagte doch die „Kreuzzeitung“? Es ist schwer, keine Satire zu schreiben.

### Münchener Bäckergerwerbe.

In diesen Tagen ist eine kleine Broschüre, betitelt das „Ergebnis der statistischen Erhebungen im Bäckergerwerbe Münchens“, herausgegeben von Ant. Seidl, erschienen. Die Schrift befaßt nur die Daten der Bebel'schen Enquete; das Miniaturbild, das wir aus München erhalten, stimmt Zug um Zug mit dem umfassenden Gemälde, welches Bebel von den Zuständen des ganzen deutschen Bäckergerwerbes entwirft, überein. Wir lassen zum Beweise dessen hier einige charakteristische Stellen aus dem Münchener Berichte folgen. Es sei nur noch bemerkt, daß von den im Ganzen ausgehenden 500 Fragebogen allein 174 beantwortet an den Verfasser zurückgelangten.

Tabelle über die Arbeitsdauer an Wochentagen.

Arbeitszeit der Gehilfen an Wochentagen.		Arbeitszeit der Lehrlinge an Wochentagen.	
3 Gehilfen arbeiten täglich	8	2 Lehrlinge arbeiten täglich	8
17	9	9	9
17	10	3	10
34	11	2	11
38	12	5	12
49	13	4	13
72	14	3	14
154	15	12	15
120	16	9	16
74	17	7	17
25	18	2	18
10	19	2	19
1	20	52 Lehrlinge.	

Lohntabelle der Gehilfen.

In Kost stehende.	R.	Außer Kost stehende.	R.
1 Mann per Woche	20	2 Mann per Woche	35
4	18	4	30
4	17	4	28
6	16	7	24
14	15	1	25
19	14	4	22
10	13	7	21
39	12	1	20
19	11	5	19
41	10	6	18
31	9	12	17
61	8	13	16
62	7	7	15
61	6	18	14
74	5	4	13
43	4	4	12
8	3	4	11
497 Gehilfen.		104 Gehilfen.	

Lohntabelle der Lehrlinge.

	R.	W.	R.	R.	R.	R.	R.	R.
2 Beht. 1. 8. 8. 8. 8. 8. 8. 8.	1	1	—	—	—	—	—	—
1	1	—	—	—	—	—	—	—
3	1	1	—	—	—	—	—	—
2	—	2	—	—	—	—	—	—
5	3	2	—	—	—	—	—	—
4	2	1	—	—	—	—	—	—
3	2	—	1	—	—	—	—	—
12	2	1	3	—	3	1	2	—
9	4	1	3	1	—	—	—	—
7	1	1	1	—	2	—	1	1
2	2	—	—	—	—	—	—	—
2	2	—	—	—	—	—	—	—
52 Lehrlinge.	21	3	14	2	5	2	1	2

In Bezug auf entsprechende Schlafräume ist aus der Statistik Folgendes zu entnehmen:

In 45 Betrieben ist die Stille vorherrschend, daß je 2 Mann 1 Bett zusammentheilen. Die einzelnen Fälle vermehren sich aber beträchtlich, wenn man beim Durchgehen der Fragebögen erfieht, daß Betriebe mit 5 Gehilfen 3 Betten stellen, weitere Betriebe mit 8 Gehilfen über 4 Betten verfügen u. s. w.

2 Geschäfte sind genannt, in denen die Arbeiter und die Mägde dieselben Betten bzw. Schlafräume abwechselnd theilen, 1 Betrieb, in dem Nachts andere Personen in den Gehilfenzimmern schlafen.

In 28 Geschäften wird über ungemein schlechte Schlafräume Klage geführt, wie besonders über feuchte, finstere Kälte derselben, desgl. Unreinlichkeit. So ist besonders eines genannt, in dem jährlich nur einmal Bettwäsche gewechselt wird.

Besonders günstig ist folgende Schlafstelle: Bettwäsche zu wechseln ist nicht nöthig, weil keine Betten vorhanden, dort ruhen die Gehilfen ihre gemarterten Glieder auf Holzprügeln und Säcken aus.

Von den Schlafräumen befanden sich die meisten im Keller und Speicher.

6 über den Backofen.

3 in der Mehlkammer resp. Arbeitsräumen.

3 in unmittelbarer Nähe des Abort's.

Nach Schätzung bekannter Kollegen beträgt die Zahl der in Arbeit stehenden gegen 11—1200 gehen, während die Zahl der Reservearmee an 4—500 beträgt, welche beständig außer Arbeit stehen, resp. jeden Augenblick bereit stehen. Während ein Theil dieser Reservisten bereits ständigen oder vorübergehenden Erwerb in anderen Geschäften gefunden hat, lauert ein anderer Theil oft lange vergeblich auf Arbeit, einen weiteren Theil bilden die von der sog. besseren Gesellschaft zu Bagabunden gestempelten als unzuverlässigen Arbeiter. Welch traurige Perspektive!

Daß an dieser enormen Arbeitszeit nicht nur die älteren Gehilfen, sondern in hervorragender Weise die jüngeren Kräfte mit Einschlag der Befehle theilnehmen, beweist uns die Tabelle über Arbeitszeit. Nur 30 Gehilfen haben eine Arbeitsdauer bis zu 10 Stunden, 72 Mann eine solche bis 12 Stunden, 505 Mann leisten das Unkraut, eine Dauer von 14—20 Stunden. Den Löwenantheil nehmen die Jünger 15—16 Stunden ein. Interessant wäre es zu wissen, in welcher Weise die Bäcker am Mittwoch mitparticipiren, jedenfalls aber wäre es ein sehr dankbares Feld zur Beschäftigung für unsere „Exparatoten“. Selber ist der Wunsch, die Ausfüller müßten die Frage: „ob der betreffende Geschäftsinhaber Janungsmittel ist“, nicht in genügender Weise beantwortet worden. Daß die Herren der Janung nicht besser sind als die anderen, dürfte aber beim Durchblick der Fragebogen mit Zustimmung des Adressbuches leicht nachgewiesen sein; es beweist uns das schon die schamlose Ausbeutung der Befehlinge; das Monopol der Befehlingsgüter haben sie ja schon längst für sich in Anspruch genommen.

Die Nothlage derartig schlechter gehaltener Arbeiter und die günstige Gelegenheit, welche das Bedauern zur Unredlichkeit bietet, dürften in sehr vielen Fällen auch Anlaß zum Diebstahl geben. Da sind nun gewisse Leute sofort bei der Hand, für die vorkommenden Veruntreuungen in dem Arbeitsbuch eine unsehbare Bemerkung zu machen und das fernere Unglück zu beflecken. Monatelang kann der Entlassene unter diesen Umständen suchen, bis er wieder Arbeit findet. Kommt er welche, ist es recht, ist es ihm aber unmöglich, was dann? Die Frage ist sehr einfach: Der eine sucht Arbeit in anderem Beruf und hat in der Regel den Arbeitswechsel nicht zu bedauern. Andere erhalten Arbeitsauftrag, die ihm der Auftraggeber selbst nicht geben kann, noch Andere verlassen erst recht dem Uebergang und werden dem Sozialismus und deraufliegenden Dingen in die Arme getrieben. Da jammert denn unser Sozialbürger über Sittlosigkeit u. d. Diesen heuchlerischen Sittensprüche aber mag man zurufen: Belehrt erst die Zustände, die derartige züchten, ehe ihr über die Opfer der heutigen Ordnung herfallt, beherzigt die Worte Gottes: Ihr laßt der Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein.

### Die freie Volksbühne und die Arbeiter.

(Von einem Arbeiter.)

Die neueste Schöpfung des denkenden und vorwärtsstrebenden Proletariats scheint weite Kreise des Bürgerthums in eine gewisse Aufregung versetzt zu haben. Man begriff instinktiv, daß mit der Gründung einer wirklichen freien Volksbühne die alte, faulidische Lage zu Boden geschlagen würde, die gegen die wirtschaftliche und politische Bedrückung ankämpfenden Volksmassen hätten nur materielle Vortheile im Auge und edleres Denken und Fühlen sei ihnen völlig fremd. Die bürgerliche Presse beobachtete daher die Bewegung von Anfang an mit großer Aufmerksamkeit und man gab wohlmeinende Rathschläge, damit die Sache „richtig“ gelinge. Als dieselben garnicht beachtet wurden, erging man sich in Prophezeiungen, daß die Arbeiter sich für die naturalistische Kunst nicht begeistern würden und nachdem nun die Thatfachen das Gegentheil bewiesen haben, versucht man es neuerdings, die Arbeiter aus der freien Volksbühne wegzulängen oder die großen Erfolge der naturalistischen Stücke auf die Verständnißlosigkeit (!) des Publikums zurückzuführen.

Wir können ja diese Selbsttäuschung vollständig beargüßeln, ist doch jede, großen und edlen Motiven entsprechende Lebensäußerung der Arbeiterklasse ein Schlag in's Gesicht der Bourgeoisie, die es nicht begreifen kann und will, daß Menschen 2. Klasse, die Proletariat, auch uneigennützig Zwecke verfolgen können. Indeß das kümmert uns nicht.

Wichtiger ist es für uns, wenn von anderer Seite die Erfolge der modernen Kunst in Zweifel gezogen werden. Dies ist geschehen von Seiten des Kritikers

des „Berl. Volksblatt“ und der „Berl. Volkstribüne“, Herrn Hartleben, in seinen Berichten über: „Vor Sonnenaufgang“. Die beiden Entgegnungen darauf in voriger Nummer d. Bl. scheinen mir auch nicht in jeder Beziehung dem allgemeinen Urtheil völlig Ausdruck gegeben zu haben; ich will versuchen, ob mir dies gelingt.

Herr Hartleben macht dem Publikum der „freien Volksbühne“ den Vorwurf, daß ihm das wahre Kunstverständnis fehle, der Erfolg des Hauptmann'schen Drama's sei — so behauptet er — durch die Tendenz des Stückes und durch die Freude am rohen Stoff hervorgerufen worden. Infolge dessen bekennt sich Herr H. gleich zu der, in dem Artikel „Die Arbeiter und die Kunst“ (Nr. 44 d. Bl.) ausgesprochenen Ansicht: „Die Kunst gehört eigentlich nur einer kleinen, auserlesenen Geistesaristokratie von Kennern und Fachgenossen und für das große Volk wird sie immer Kaviar bleiben!“

Das ist grundsätzlich falsch. Man vergißt, daß bei der heute herrschenden Noth und der mangelhaften Bildung der Volksmassen das Kunstverständnis nicht allgemein vorhanden sein kann, aber der Sinn für die Kunst schlummert im Volke und er wird allmählich in dem Maße erwachen, wie die wirtschaftliche Noth sich mindert. Kunstkenner und Fachgenosse wird natürlich auch in Zukunft nicht jeder Einzelne sein, aber will man denn im Ernst behaupten, daß die Kunst nur für solche da ist zu ihrem Studium? Ist nicht der erste und höchste Zweck der Kunst die Läuterung des menschlichen Wesens, und weiß Herr Hartleben nichts von der tiefgreifenden, veredelnden Wirkung, welche die hohe Kunst auf den einfachen, „ungebildeten“ Menschen macht, der von den Kompositionsgesetzen und allen sonstigen ästhetischen und technischen Anforderungen an ein Kunstwerk keine Ahnung hat? Und wenn es die „Freude am rohen Stoff“ wäre, die diese läuternde Wirkung ausübt, so würde mir dieselbe höher stehen, als das technische und ästhetische Beurtheilungsvermögen aller Kunst dilettanten; aber es wirkt mehr zusammen: der Stoff, die Form, der innere Gehalt. Dies alles zusammen wirkt auf den naiven Menschen, er sieht nicht auf die Einzelheiten, er faßt nur unbewußt das Ganze! Der Künstler spricht nicht zum Verstand, wie der Gelehrte, er appellirt an das Gefühl, er will die edlen Regungen der Menschenbrust wecken, er will zur Begeisterung für hohe menschliche Ziele entflammen! Und darum muß die Kunst Allgemeingut sein und wenn

sie es noch nicht ist, so wird sie es werden. Und wenn einige Fachgelehrte meinen, ein Kunstwerk sei nur geschaffen, damit sie es nach allen Regeln der Kunst zergliedern können, so wollen wir sie ruhig bei diesem Glauben lassen. Der echte Künstler sucht das Volk, das naive Publikum, in dessen Herzen seine Worte einen mächtigen Widerhall erwecken, und er hat es gefunden. Herr Hartleben sagt selbst, das Publikum der freien Volksbühne ist ein naives. Das Verhalten dieses Publikums bei der Aufführung „Vor Sonnenaufgang“ soll nun bewiesen haben, daß es zu einem wirklichen Kunstgenuss nicht fähig ist. Wenn Herr Hartleben nur einigermaßen Fühlung mit den Arbeiterkreisen hätte, welche den größten Theil des Publikums der freien Volksbühne ausmachen, so würde sein Urtheil sicher anders lauten. Wer die tiefe Wirkung des Stückes an sich und anderen wahrgenommen und wer das Urtheil weiter Kreise hörte, der ist der Ueberzeugung, daß der Erfolg kein äußerer, sondern ein innerer sondergleichen war. Daß bei einigen Stellen einzelne zur Heiterkeit gereizt wurden, dafür kann man nicht die Allgemeinheit verantwortlich machen, sondern man muß bedenken, daß nicht jeder Einzelne schon so weit ist, auch die komisch wirkenden Stellen mit dem gehörigen Ernst aufzunehmen. Ein Beispiel ist für die Haltung der Zuschauer charakteristisch. So brach nach (nicht während, wie unrichtig gesagt wurde) dem erschütternden Austritt des Bauern Krause zu Anfang des 2. Aktes die Heiterkeit bei einzelnen durch, als der Arbeiter Weibst nach diesem entsetzlichen Schauspiel, in welchem der Dichter uns die Wirkungen der herrschenden gesellschaftlichen Zustände vorführen will, sich mit stoischem Gleichmuth die Pfeife ansteckt. Das Bißchen, welches der sündige Reporter der Boffischen Zeitung als Widerspruch gegen das Stück auffasste, opponirte gegen diese Heiterkeit und bewies, daß die Allgemeinheit die großartige Tragik dieser Scene richtig erfaßt hatte.

Also nicht die Freude an den „saftigen Tiraden“ des Alfred Loth und an den „poffenhaften Situationen“ (wie ein Bürgerblatt schreibt) waren die Ursache des Erfolges, sondern der innere, für unsere Zeit typische Konflikt und die erschütternde Lebenswahrheit. Wie erklärt sich sonst die beispiellose Begeisterung, dieser nicht endenwollende Beifall am Schluß des 2. Aktes? Etwa aus der „saftigen Tirade“ des Alfred Loth? Nein, wahrhaftig, wir brauchen das Theater nicht zur Propaganda

für unsere Sache, wir wollen auf der Bühne das Bild unserer Zeit, die Leiden und Qualen, das Hoffen und Streben der Menschheit schauen. Und wir sahen es. Weil hier eigentlich zum ersten Mal das Volk, das wirkliche Leben ohne Schminke erschaut, weil es die alte, todtsieche Welt über die Bühne wanden sah und den belebenden Hauch des Neuen, der Verjüngung spürte, darum riß die Dichtung alles mit sich fort, deshalb entfesselte sich diese Begeisterung, die in der Theatergeschichte vielleicht einzig dasteht. Hier trat uns eben nicht bloß das Laster der Trunksucht in abschreckendster Gestalt entgegen, sondern es that sich in dieser Gestalt vor uns auf die ganze geistige und moralische Verkommenheit und Verjüngung, wie sie durch unsere gesellschaftlichen Zustände erzeugt wird. Und der Loth bedeutet nichts anderes, als eine, allerdings mißlungene Vertörperung des die Welt wieder verjüngenden Lebenselementes. Allgemein gerügt wird an dem Stück der Ausgang. Loth opfert seine Liebe, um seinem Prinzip treu zu bleiben. Er wird aber treulos an einem Mädchen, das durchaus nicht lebensunfähig ist. Er opfert sie und einen großen Theil seiner Lebenskraft und geht. Wohin geht er? Er findet ja nirgends die Vollkommenheit, die er sucht, er findet ja überall Krankheit und immer wieder Krankheit! Wenn der Ausgang des Stückes wirklich typisch wäre für den Entwicklungsgang unserer Zustände so müßte unsere Welt zu Grunde gehen! Das ist die Hauptschwäche des Stückes. Darum ist es nicht richtig, weil der Figur des Loth die lebenswahre Charakteristik abgeht, dem Darsteller die ganze Schuld zuzumessen, wie es die Kritik that. Ueberhaupt hat Herr Hartleben in seinen Berichten sehr vielen nicht aus dem Herzen gesprochen. Es soll aber damit das Recht der freien Kritik nicht geschmälert werden.

Groß und gewaltig setzt die neue Kunst ein und sie findet ein fruchtbares Feld zur Bebauung. Sie wird die Mängel, die ihr noch anhaften, beseitigen und einer schönen Zukunft entgegensteuern.

Mit der Politik und der Wissenschaft im Bunde wird sie mithelfen an dem Befreiungsgewerk der Menschheit.

Die Politik erkämpfe uns unsere Rechte, die Wissenschaft bilde und schärfe den Geist und die Kunst able unsere Gefühle unser Wollen — unter diesem Zeichen werden wir siegen!

## Albert Auerbach,

Berlin S., Kottbusser Damm 7.  
Schuh- und Stiefel-Lager  
für Herren, Damen und Kinder.  
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Ein Wiener Journalist, in den sozial-ökonomischen Fragen wohlwandelnd, auch Feuilletonist, möchte Wiener Korrespondenzen für sozialist. Blätter Deutschlands übernehmen. Gest. Zuschriften unter F. H. P. an die Administration der „Volkstribüne“.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

## J. Meyer

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,  
(in der Ecke bei der Wannenstraße).  
Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.  
Doppelseitige Vorderkränze von 50 Pf. an.  
Toppflanzen, Bouquets etc. gut u. billig.  
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

## W. Gründel's Restaurant

(früher: F. Wendt.)  
Dresdener-Strasse 116.  
Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder,  
Schlosser, Drechsler, Maler, Tischler, Stellmacher,  
Sattler und Gärtner.  
Reichhaltiger Frühstücks-, Mittags- und  
Abendisch.  
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.  
2 Villards. — Saal zu Versammlungen.  
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a, Nr. 578.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

## Weiß- u. Bairisch-Bier-Local.

1 Saal zu Versammlungen und  
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.  
Herrmann Wutke,  
Friedrichsbergerstr. 24 pt.

## Brillenreiniger!

Einfach, praktisch und elegant, versendet franco  
gegen Einsendung von M. 1.—, 1.50 oder 2.—  
in Briefmarken. Alois J. Zürcher,  
St. Gallen (Schweiz).

Feste Preise! Feste Preise!

## Winterpaletots!

Im Engros-Geschäft  
Heiligegeist-Strasse 40 I.  
sollen die von dieser Saison übrig gebliebenen  
Winterpaletots im Einzelnen verkauft werden.  
Hochelegante Paletots zu Mark 25.—  
II. Qualität „ „ „ 14.—  
III. „ „ „ 12.—  
Geöffnet von Morgens 8 bis Abends 8 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Conrad Schmidt, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer, Werner, Dimmich, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

64. Waldemar-Strasse 64.  
Schuh- u. Stiefelwaaren-Lager  
von Ernst Grossmann.  
Große Auswahl in Herren-, Damen- und Kinder-Schuhen  
Reelle Bedienung. und Stiefeln jeder Art. Billige Preise

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.  
Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.  
Soeben erschien Heft 8:  
Fort mit dem Dreiklassen-Wahlssystem  
in Preußen.  
Von Max Schippel-Berlin.  
36 Seiten. Preis 20 Pfennig.  
Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die  
Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.  
Bestellungen richtet man an die bekannten Kolporteurs oder an die  
Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek.“  
Vertin 80., Elisabeth-Ufer 55.  
Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. Hoher Rabatt.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte  
Uhrenfabrik  
von  
MAX BUSSE  
157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,  
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.  
Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.  
Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten er-  
möglichen derselben Firma den Verkauf von  
Gold-, Silber-, Granat- und Korallenwaaren  
zu fabelhaft billigen Preisen.  
Spezialität: Ringe.  
Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste  
ausgeführt.

Empfehle Freunden und Genossen mein reich-  
haltiges Lager von  
Cigarren u. Tabake.  
Dasselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Verein  
und der Gärtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der  
Berliner Feuer-Versicherung.  
Otto Klein  
Kottbusser Damm 14, früher Ritterstr. 15.  
Der Arbeits-Nachweis  
des  
Klavier-Arbeiter  
befindet sich jetzt Ranninstr. 78, im Restaurant  
Winter. Die Adressen-Ausgabe findet jeden  
Abend von 8-9<sup>1/2</sup> Uhr u. Sonntags Vormittags  
von 10-11<sup>1/2</sup> Uhr an Mitglieder wie an Nicht-  
mitglieder unentgeltlich statt.  
Die Arbeitsvermittlungskommission.

Verein der Sattler  
und Fachgenossen.  
Sonabend, den 29. November, Abends 9 Uhr,  
bei Beyer, Alte Jakob-Strasse 83.  
Versammlung  
Tagesordnung:  
1. „Die Ursachen der Armut“. Referent Max  
Boginski.  
2. Diskussion.  
3. Verschiedenes. Der Vorstand.

Zigarren und Tabake  
von  
E. Liesländer  
Mariannen-Strasse 5.

Empfehle meinen werthen Freunden und  
Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein  
Cigarren-Geschäft.  
Carl Lehmann,  
Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthain.

Rum, Punsch, Glühwein  
Flasche 1.50 Mk.  
Ingwer, Pommeranzan, Luft  
Liter 1.— Mk.  
Mediz. Ungarwein Fl. 1.50 u. 2 Mk.  
Roth- und Portwein Fl. 1.50 Mk.  
empfehle

Franz Beyer  
Prinzessinen-Strasse 15.  
Filiale:  
Elisabeth-Ufer 47, Ecke der Waldemarstrasse.

Parteigenossen! Unterzeichnet hat sich an  
den letzten Wahlen agitatorisch stark betheilig  
und ist in Folge dessen seitens der Gegner ge-  
makregelt worden, so daß er derzeit in Noth  
gerieth, daß er kaum mehr das liebe Brod hatte.  
Um nicht das Feld räumen zu müssen, habe ich  
den Ver auf von Prämienloose übernommen  
und bitte die Parteigenossen allerorts bei Bedarf  
solche Loose von mir entnehmen zu wollen.  
Fr. Schmidt, Sagard a. Rügen.  
Prospecte versende gegen 10 Pf.-Markk.

Empfehle, allen Genossen und Freunden meine  
Glaseri u. Bildereinrahmung.  
Besonders empfehlenswerth als Weihnacht-  
Geschenke: Sinnsprüche, Gruppen-  
bilder in sauberer und geschmackvoller Ein-  
rahmung. Lassale und Marx in Lebens-  
größe (Arbeitszeichnung) sauberster Ausführung u. s. w.  
Um pünktlich liefern zu können, bitte die Be-  
stellung rechtzeitig machen zu wollen. Bestellungen  
nach Auswärts brieflich.  
Karl Scholz  
Brangel-Strasse 32 part.

## Der Ruf der Noth.

Wunt rauscht das Fest. Wie die Menge sich schiebt!  
Das lacht und jubelt soviel.  
Die Freude scheint so ungetrübt.  
Es erlischt in dem bunten Gewühl  
Der Ruf der Noth.

Dort steht ein Durcke, schwarzäugig, schlant.  
Kam aus fernem Belsland her.  
Er singt einen lustigen Gesang.  
Nicht bedünkt, sein Lied das war  
Ein Schrei nach Brod.

Kinder drängen im dürftigen Kleid  
Sich durch die Menge dicht.  
„Kauft Blumen!“ tönt es weit und breit.  
So kauft doch! Hört ihr denn nicht  
Den Ruf der Noth?

Am Boden tanzt ein blinder Greis  
Spielt eine Geige — und wie!  
Man geht vorbei und keiner weilt,  
Aus diesen Klängen schrie  
Der Schrei nach Brod.

Den Sellhäuser staunt dort an der Gaus —  
Niel Vellfall wird ihm zu Theil.  
Meint ihr, ihn treibt die Lust hinaus?  
Ihn treibt nur hinaus auf's Seil  
Der Ruf der Noth.

Hier steht im Kartengewand ein Mann  
Nun Spotte für Jung und Alt.  
Er lacht gerne Kunden an,  
Und aus seinen Pöffen schallt  
Der Schrei nach Brod.

Und kommt der Abend, dann kommen auch  
Geschminkte Dirnen; da löst  
Wand frisches Wort — es ist so Brauch —  
Und keiner ahnt, hier töhnt  
Der Ruf der Noth.

Und wo ich steh' und wo ich geh'  
Drängt sich das Gend vor.  
Ihr hört nur die Lust und ich nur das Weh.  
Aus dem Jubel geht mir ins Ohr  
Der Schrei nach Brod.

— So schwagt nur fort und jubelt und lacht  
Und verachtet das Fischen der Noth!  
Bald ist das Gend eine Nacht.  
Und seine Feinde sind todt.  
Es liegt der Ruf der Noth,  
Der Schrei nach Brod.

## Scenen aus Krohg's „Albertine“.

(Aus dem Norwegischen überetzt von G. Wetter.)

VII

Es war Nachmittag.  
„Wer jetzt eine Cigarette hätte,“ murmelte Albertine vor sich hin. Sie sah am Fenster Nr. 7 der Nordstadtgasse, wohin sie wieder hinausgezogen war. Sie hatte gedacht, daß die Alte zu sehr allein wäre, und nun war auch der Alte wieder nach dem Eismeer gereist, aber sie hatte allerdings ihr Seidenfisch und den seidenen Sonnenschirm und ihren Hut wieder versehen müssen, um Brantwein und andere Ausstattungen für ihn zu kaufen, sonst wollte er nicht reisen, so daß sie nun wieder, wie früher fest sah und seit vierzehn Tagen nicht aus der Thür gewesen war.

Es hatte wieder begonnen ein wenig dunkel und herblich am Nachmittag zu werden.

Es war ein Augustsonntag — weit hinaus im August — und Nachmittag. Albertine sah dort — schwarzgekleidet — in den knarrenden Korbstuhl am Fenster zurückgelehnt, durch welches ein warmer Abendschimmer fiel, der die Halbgardine rötlich färbte und ein grasgrünes leuchtendes schiefes Viereck auf die blaue Wand warf. Ein anderer leuchtender viereckiger Sonnenschirm lag und streckte sich flach drunten auf den Boden hin, in Verbindung mit dem anderen Fenster durch eine strahlende, wogende schräge Staubsäule und das alte dumpfige Zimmer war voll von einem warmen, reichen Sonnenschimmer. Und auf Eduards Platz am Ofen sah noch eine schwarz gekleidete Gestalt — das war Mutter Kristiansen mit den alten starren Händen in dem schwarzen Schooß.

Lange hatten sie so geseffen, ohne zu reden, von Mittag an, als die Sonne weiß und kräftig gerade hineinfiel — nur einmal dazwischen ein Knarren im Korbstuhl, wenn Albertine sich darauf rührte.

Und die Sonne war tiefer gesunken und es war ein wenig dunkler geworden und der Schein drinnen mehr und mehr golden, mehr und mehr rötlich.

„Wenn ich jetzt eine Cigarette hätte!“  
Sie sah unruhig. Der Stuhl war ihr gleichsam zu eng, er paßte nicht, und sie konnte keine Stellung finden, die gut war.

Sie hatte, wie sie da saß, das peinliche Gefühl, daß die Welt und das Leben ihr entwich, und es Herbst und Winter wurde, ohne daß sie den Sommer einmal hatte

zu sehen bekommen — ein Gefühl, daß es eine furchtbare Dummheit von ihr war hier zu sitzen. Weil sie es nicht gerade so haben konnte wie sie wollte, das war doch noch kein Grund, das Vergnügen nicht mitzumachen, das sich darbot. — Nun hatte sie es noch einmal versucht drinnen zu sitzen und zu grübeln, aber sie dachte deswegen ebensoviel an ihn und schaute sich ebensoviel nach ihm — ja, vielleicht war es gerade noch schlimmer geworden. Nein, nun wollte sie das Andere versuchen — vielleicht vergaß sie dann schneller — —

Ein Glas Champagner und eine Cigarette — Dake of Durham! — Und sie legte sich zurück und that, als wenn sie den blauen Rauch weit hinausblies.

„Paff!“  
Ja, sie mußte das haben — und heute mußte es sein — jetzt sofort — es war übrigens merkwürdig, früher hatte sie sich niemals was aus Champagner noch aus Cigaretten gemacht, aber nun mit einmal — da sie sich daran erinnerte, wie es schmeckte, da mußte sie es haben, und heute mußte es sein. Sie konnte ja Olinens Hut leihen.

„Paff!“  
Sie bog sich mit dem Stuhl nach hinten und sah an sich herab; sie war ein wenig mehr gewachsen und etwas schlanker und länger in der Taille geworden und sie fühlte sich plötzlich jung und lebendig.

Ja nun mußte sie wieder ein bißchen hinaus und Champagner trinken und Cigaretten rauchen — früher war es ihr peinlich gewesen, denn es war so theuer und die Herren hatten es vielleicht nicht dazu — thut nichts — gerade das war ihnen Recht, den Dummköpfen, die so dumm aussahen, wenn sie sie am Tage darauf auf Karl-Johann grüßen sollten. — Aber nun wußte sie erst, daß es amüßant sein konnte, sich seine Kleider- und Handschuhe massenweise schenken zu lassen, so daß er der reine Wettler wurde und dann nahm sie einen Anderen — denn man war doch nicht für nichts und wieder nichts hübsch. Kein Herz — nein sie hatte nicht viel von der Art.

Sie erhob sich und trat vor den alten Spiegel über dem Tisch zwischen den Fenstern, hielt die Arme in die Höhe; lehnte sich ein wenig hintenüber und drehte sich rund herum.

„Hübsche Figur habe ich auch — viel hübscher, als früher. Findest du nicht, Alte?“

Es war später — die Sonne war ganz untergegangen — ein schöner, düstiger, reifer Sommerabend, gerade auf der Grenze der Septemberklarheit und der Herbstjähmung. Alle Gärten auf der Ladegårdsbj auf beiden Seiten der Langviksbucht standen voll Rosen und ein großer Reichthum von Vegetation war droben auf der Fjeldspise, wo der Holzturm mit seinen Schießscharten emporwuchs, während Tanzmusik und laute Stimmen in den lauen Abend hinausströmten.

Der Dampfer „Carl“ hatte gerade eine große ungeduldige Menge aus Land gesetzt, die über die Brücke strömte, sich an der innersten Pforte drängte und den Hügel nach Fredriksborg emporstapelte — hinauf zu Tanzmusik und dem Trubel — und pustete nun eifrig arbeitend wieder hinaus, um dem „Eugen“ Platz zu machen, der belastet draußen in die Langviksbucht in langsameren Lauf hineinkam.

In hellen grellen Sommerkostümen stolperten Joffa und Valeria zwischen den anderen geschminkten und rauschenden Mädchen auf ihren hohen Absätzen empor; aber plötzlich kniff Valeria die Joffa kräftig in den Arm und zeigte nach oben.

„Nein, was fehlt dir!“  
„War sie es nicht, die so stolz war und nicht in Tanzlokale gehen wollte und uns ausschalt, weil wir dorthin gingen — und nun kommt sie selbst nach Fredriksborg — Oho, ich danke!“

„Niemand geht Albertine hinein,“ flüsterte Joffa zurück, sie geht vorbei, darauf lannst du schwören — sie geht nur ein Stückchen spazieren.“

„Das werden wir sehen. Sie hat übrigens keine Handschuhe an.“

„Sie hat doch eine hübsche — niedliche Figur,“ sagte Joffa.

„O, es scheint so, sie hat sich ausgewachsen.“

„Hält sie es denn nicht mehr mit Winther? Es scheint so. Ja, sie ist doch hübsch — sie ist niedlich, die Albertine, aber allzu stolz.“

„Siehst du,“ sagte Valeria und gab Joffa einen Puff in die Seite, während sie sich unsicher auf ihren hohen Haden zu der Spitze des Hügel emporarbeiteten.

„Das begreife ein Anderer,“ sagte Joffa, aber darauf will ich schwören, daß sie ihren Fuß nicht in den Soal setzt, dafür kenne ich Albertine zu genau.“

„Thut sie es nicht? — Thut sie es nicht? Siehst du nun? Ja, was sagst du nun?“

„Das begreife ein Anderer,“ sagte Joffa.

Vor dem kleinen, viereckigen, schwarzen Loch stand die schwarzgekleidete Albertine und wartete, bis die andern, die sich um den Schalter drängten Billets bekommen hatten, während der Walzer und das Schleifen aus einem baufälligen, ganz rohen Schauer ohne Fenster heraus-

tönte und die dünnen Holzwände zu sprengen drohte; weiter nach unten lagen kleine grüne Lusthäuser zwischen den Bäumen drunten nach der Langviksbucht und durch die obersten Zweige schimmerte Alershus und Pipervik und die Thürme von Petersborg und Björwik mit Spazierboten, welche dalagen und ihre weißen Segel gerade darunter in dem stillen Wasser spiegelten.

„Guten Tag, Albertine,“ sagte Joffa rasch, indem sie vorbeiging.

„Guten Tag Joffa!“ antwortete Albertine und nickte — es sah aus, als wenn sie mit ihr sprechen wollte, aber dann erblickte sie Valeria und drehte ihnen den schwarzen schlanken Rücken zu.

In den gitterartigen Lusthäusern saßen Leute, die einander umarmt hatten, mit Bierflaschen vor sich auf den Tischen — draußen auf dem Plage spazierten einige schwitzig und roth im Gesicht vom Tanze Arm in Arm auf und ab, und die Kellner liefen mit den klirrenden braunen Bierflaschen auf dünnen abgenutzten Tablett und schmutzigen Handtüchern über den Arm.

Das schien hier ja amüßant zu sein. Würde sie nur Jemand treffen, den sie kannte — es war langweilig so allein zu gehen — ärgerlich, daß sie mit Joffa und Valeria erzürnt war; aber am liebsten wollte sie einen Herrn treffen, den sie kannte, so daß sie auch Jemand zum Tanzen hatte. —

Sie war herumgegangen und hatte sich überall umgesehen. Viele feine Herren waren stehen geblieben und hatten sie angestarrt, während sie ruhig vorbeigegangen war. Die durften nun sich nicht einbilden, daß sie ihretwegen herumging.

Die Pause war vorbei — nun spielten sie einen Rheinländer: „Puß dich, wasch dich, kamm dich schön“ u. s. w. — sie sumnte mit. — Nein! Sie mußte tanzen und sie wollte tanzen.

Und die Leute strömten aus den Lusthäusern hervor und vom Garten empor und hinein und hinauf von der grauen, ungestrichenen Treppe, wo zwei Konstabler an der Thür standen, die sie aufmerksam von Kopf bis zu Fuß maßen und zusammen flüsterten, während sie sie ruhig wieder ansah. „Ja, da bin ich — nehmt mich, wenn ihr könnt“ — schien sie sagen zu wollen. Und sie mußte lachen, wenn sie daran dachte, was sie früher vor der Polizei für Anstalt gehabt hatte und sie lachte, während sie vom Gedränge umgeben wurde und ein Billet gekaufert bekam — hinein in den staubgefüllten, wogenden Saal.

Und drinnen, gleich bei der Thür, stand Winther in Uniform — aber trotzig und fest sah sie ihm gerade in die Augen hinein und grüßte. „Nimm mich, wenn du lannst.“ — Er grüßte nicht wieder.

Und sie ging weiter nach dem Kreise hin, über welchen sie die im Rheinländer hüpfenden Köpfe sah, und sie fühlte, wie Winthers Augen ihrem Rücken folgten.

„Puß dich, wasch dich, kamm dich schön“ sie sumnte ganz leise mit — ist denn keiner hier, mit dem ich tanzen kann? — Sollte sie hingehen und Winther fragen, ob er wollte — nur um ihn zu ärgern? — Gott, nein, dann würde er zu böse werden — das durfte sie doch nicht.

Aber an ihrer Seite stand ein ganz kleiner junger Herr mit hohen, blanken Cylinder auf dem blonden Haar und hohem Kragen um seinen dünnen kleinen Hals wie ein richtiger Engländer — ängstlich und neugierig sah er auf den wirbelnden Tanz vor ihm und verschlang alles mit trunkenen Augen. Sie erinnerte sich ganz genau ihn auf Karl-Johann mit den feinsten Damen auf- und abgehen gesehen zu haben, und Albertine näherte sich ihm lächelnd und sumnte:

„Puß dich, wasch dich, kamm dich schön“ — Er sah sie an mit seinen Mischaugen und drückte sich, verlegen lächelnd, ein wenig zurück. — „Kommen sie doch!“ sagte sie. Er sah sie wieder an — ihre schwarze, schlankle äppige Gestalt und den schwarzen Schleier und das frische Lächeln in dem bleichen Gesicht. — „Wollen wir einmal tanzen?“ jagte sie.

„Ja!“ Er rief es fast dankbar aus und verbeugte sich mit einem Tanzmeisterkompliment, bevor er sie unbeholfen durch das Gedränge in den Kreis führte, wo beide im Staubwirbel verschwanden.

„Puß dich, wasch dich, kamm dich schön!“

Dienstag früh regnete es. — Albertine war gerade nach Hause gekommen. — Mutter Kristiansen war draußen im Waldhaus und wusch.

Die arme Alte — sie hatte es sich sehr zu Herzen genommen — sie hatte geweint und sie dann eine ganze Zeit angelesen — zwei Nächte fort. — Die arme Alte — ja das war abseuflich — aber sie glaubte, daß sie selbst es noch mehr empfände, als die Alte, wenn dieselbe auch beständig weinte. Sie — nein sie konnte nicht mehr weinen — aber weh that es ihr doch.

O ja — es war traurig für die Alte gewesen — aber das ging mit der Zeit wohl vorüber, denn sie glaubte nicht, daß sie wieder ausgehen würde, jedenfalls nicht in langer Zeit — es war kein Vergnügen gewesen.

Sie nahm langsam und müde den Kasten von der Maschine ab, zog die Schublade aus, nahm die Delfanne und begann mit ihr hier und dort in die Fugen der Maschine hineinzutropfen.

Sie stellte die Delfanne bei Seite und tappte in der Schublade nach einer Spule, aber sie ließ sie liegen, lehnte sich zurück und sah gerade vor sich hin.

Der Regen begann dichter zu werden — ein richtiger Platzregen.

„Nun bekommen wir wieder Herbst, und dann ist es wieder Winter und dann Frühling, — dieselbe Geschichte wieder von vorn.“

„Es ist wahr, ich stecke ja eine Cigarette in die Tasche — Duke of Durham — die Alte ist draußen, sie würde auf der Stelle vom Schlag geführt werden, wenn sie sähe, daß ich rauche, aber sie muß sich übrigens daran gewöhnen. Sie hatte sich erhoben, ein Streichholz genommen, angezündet und sich wieder gesetzt.“

Paff!

Es goß, und es war nicht leicht durch die Scheiben zu sehen — aber kam da nicht jemand quer über die Gasse und sah nach der Nummer? „Nein, wäre es möglich.“ — Er ging hinein — er hatte übrigens keinen rothen Knebelbart — sie hatte sich unwillkürlich erhoben, als wenn sie die Thüre verschließen wollte. Er ging durch das Hausflur in den Hof hinein.

„Ach ja die Polizei! — was that's — das waren vergangene Zeiten, wo sie vor ihr Angst hatte.“

Sie schrak empor — es hatte zwei Mal laut an die Thüre geklopft — sie öffnete sich — der Konstabler!

„Ach, Sie sind es — Sie sind es, die ich suche,“ sagte er.

„Mich?“ — „Was wollen Sie von mir?“ — Sie hielt die Cigarette in die hohle Hand hinein, denn er sollte sie nicht sehen.

„Ich fragte zuerst im Hofe nach Ihnen — ich glaubte, daß Sie dort wohnen,“ sagte er ziemlich freundlich.

Albertine war es, als wenn sie Opa und Mutter Hans und all' die alten Weiber draußen an der Thüre stehen und die Köpfe zusammenstecken sah, und die Zungenschaar anwachsen hörte.

„Nach mir? Aber was wollen Sie von mir?“

„Vorladung!“

„Vor geladen, ich! Da hört doch Alles auf!“

Sie war leichenblau, zog aber die Augenbrauen im Zorn zusammen.

„O nein, ich irre mich nicht — Albertine Kristianseer, bitte — morgen um zehn Uhr.“ Er reichte ihr einen blauen Zettel.

Sie nahm ihn mit der linken Hand — in der rechten hielt sie die Cigarette, die sie zu brennen anfing. — Er ging — alle Tümpelwässer trugen sich in der Thüre — dann waren sie weg. Sie beeilte sich die Thüre zu schließen, riegelte sie ab und warf die qualmende Cigarette auf den Boden und las unter Polizeisiegel:

„Kristianseer Polizeiamt den 30-ten August 1880 — Hiermit werden Sie von dem Polizeiamt zu Kristiana vorgeladen Mittwoch den 31. August 1880 zehn Uhr Vormittags sich auf dem Hauptbureau in der Møllergasse bei dem Polizeinspektor einzufinden.“

E. Winther.

N.B. Diese Vorladung ist mitzubringen.

## Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Rahl („Deutsche Worte“).

(13. Fortsetzung.)

Wenn wir uns nun der Schilderung des Bauerngemüthes, wie es sich durchschnittlich zeigt, zuwenden, so können wir uns in vielen Punkten auf das Vorangegangene beziehen, weil wir ja mancherlei bei Betrachtung der Gefühlslage und der Aeußerung der Gefühle vortretend aus der vorhandenen Gemüthsverfassung uns erklären mußten. Daher wird das gegenwärtige Kapitel meinerseits den Charakter eines Resumés erhalten.

Wir haben gesehen, daß von den Gefühlsalten die des Wohlgefallens am natürlichsten Guten am meisten gefördert und hintangehalten und auch am wenigsten geäußert werden; wo hingegen das natürliche Mißfallen, ebenso wie das maniermäßige, regelmässiger und ausgiebiger geäußert und durch solche Aeußerung auch mehr genährt wird. Bedenkt man nun, daß das Landvolk bei der Verkehrtheit seiner materiellen und geistigen Zustände auch thatsächlich im Leben weit mehr unangenehme als angenehme Eindrücke empfängt, so wird man einsehen, warum die regelmässige Grundstimmung des Bauerngemüthes eine ungemein ernste und trübe ist, aus welchem es sich nur bei außergewöhnlichen Anlässen zu größerer Heiterkeit und zu höherem Lebensmuth aufrafft.

Daher kommt es, daß bei so vielen besonders weiblichen Individuen, deren Stimme weicher und vom Gemüthe abhängiger ist, die Rede habituell auch bei ganz normalen Anlässen, einen klagenden Ton und Ausdruck erhält, als hätte ihnen Jemand was zu Leide gethan und sie müßten dies ertragen, ohne sich dagegen wehren zu können, oder als würden sie sich gegen eine drückende Anklage mit geringer Hoffnung verteidigen. Die Stimme ist ein meist sehr zuverlässiger Maßstab für die inneren Vorgänge und Zustände des Menschen. Freilich scheint dieser klagende Stimmton bei den Bauernleuten schon ein Bestandteil des Manier Systems geworden zu sein, durch welchen man sich demüthig als einen armseligen Pilger durch dieses irdische Jammerthal bekennen muß; fühlen sich ja die Betrachter ja schon durch eine auf-

geweckte, lustig klingende Rede in ihren allerchristlichsten Ehren beleidigt und geärgert, wenn auch der Inhalt der Rede ein harmloser ist. So kräftig „herzuschreien,“ das ist ja „froh“ (d. i. frivol, selbstgefallig).

„Nun, geht ab auf Reuskira?“ fragt statt des Grußes die eine von zwei sich Begegnenden; wer die Worte nicht versteht, möchte dem Akzent nach glauben, sie hätte gefragt: „Du armer, bedauernswerther Hascher, magst Dich auch noch rühren?“ Selbst der süße Lacher, welcher sich zum Zeichen der Freundschaft an die Frage schließt, — ein „hyan“ oder „hym“ — wird in diesen kläglichen Stimmton hineingezogen und ist nur noch an den schmunzelnden Lippen als Lacher erkennbar.

In dieser trüben Grundstimmung, welche übrigens schon vom bäuerlichen Geist selbst erkannt und mit dem bezeichnenden Namen „der Zwider“ belegt wird, fühlen viele Bauernleute Alles, was sich um sie her regt und bewegt, als eine lästige Unbequemlichkeit und — als eine Verletzung ihrer selbst. Sie können dieser Stimmung nicht Herr werden, um sich zu einem froheren Muth aufzuschwingen; ja es ist ihnen nicht einmal mehr eine Ahnung geblieben, daß der Mensch eigentlich zur Freude geboren ist und auf jede Art zu trachten hat, wie er diese jeden einzelnen Lebensmoment ausfüllende mäßige Freude erhalten kann. Diese Freude ist ja das vitale und unmittelbare Zeugniß meines ganzen Wesens, daß ich mich gegenwärtig in der richtigen Lage befinde. Das Manierideal des Bauern ist aber eine falsch verstandene Selbstverläugnung, die sich eher im Trachten nach Qual und Klage zu bethätigen hätte, als im Streben nach Freude. Ich habe, wie ich mich erinnere, zu Hause einmal energisch Protest eingelegt gegen das fortwährende Zammern und Klagen, indem ich sagte, ich verlore dabei alle Freude zur Arbeit. „Ja freilich, Freud', Freud',“ erhielt ich zur spöttischen, meißernden Antwort, „Du möchtest halt alleweil Freud' haben.“ Die Landleute arbeiten mit Ueberwindung ihrer selbst, ohne Freude; sie plagten sich wie Sklaven oder Thiere, ohne jede durch Freude und Interesse bedingte Beweglichkeit des Geistes, ohne Spekulation; und so kommt es, daß trotz ihrer vermeintlichen großen Fleißleistungen die Birtichastern zurückgehen, und sie selber dabei schlechter leben müssen als der bestjoblose Fabrikarbeiter. Freilich stimmt auch diese Entfremdung in der Nahrung zu den ländlichen Anschauungen, und das Bauerngemüth giebt sich in „christlicher“ Ergebenheit mit diesem Resultate der eigenen Verlehrtheit zufrieden.

Das Schlechtere und Geringere ist es also überall, was dem Bauerngemüthe homogen erscheint, womit sich dieses zufrieden giebt und, nach Meinung der Bauern, zufrieden geben muß. Aber diese Zufriedenheit mit dem Uebermaß an Wohlgefallen, in dem die Individuen, welche gerade am Häßlichen ein auf den ersten Anschein unbegreifliches Wohlgefallen finden. Schon oben bei der Betrachtung des Gefühls als einzelnen Aktes haben wir dieses Wohlgefallen näher in's Auge gefaßt und erklärt, und den alten Bauer erwähnt, der seinen Hut und seinen Rod tragen will, außer wenn diese Kleidungsstücke schädig genug sind. Hier führe ich noch eine Bäuerin an, die ihren „Jodel“ (Stier) mir gegenüber pries als ein ganz besonders braves und waderes Thier und als Beweis führte sie mit hellem Wohlgefallen, daß er aus der Düngejauche die Aepfel sich herausholt, die von einem nebenstehenden Baume hineinfallen. „Und just auf die faulen geht er am meisten los,“ meinte sie fast jubelnd. Ob die faulen Aepfel einem Thiere zuträglich sind, das weiß die Bäuerin so wenig wie ich; aber gerade weil der „Jodel“ mit dem Garstigen, Häßlichen vorlieb nimmt, ja es sucht, — so gilt er so viel bei seiner Herrin. — Mit Vorliebe verzehrt mancher Bauer das schlechteste, verdorbene Obst, angeblich aus Oekonomie; aber mittlerweile fault auch das Bessere, welches nicht gegessen wird, und so geht im Ganzen mehr von dem Obst verloren, als wenn nur das gesunde genossen würde. Wie garstig nur die halbverfaulenen Zwetschen ansahen, die ich im heurigen Herbst fast täglich von einem Bauer verzehrt werden sah!

Ueberhaupt ist es ein Grundzug des Bauerngemüthes, daß es überall das Unangenehmere, Schlechtere, Unbequemere, selbst Niedrige und Garstige als dem Bauer gebührend ansieht, zu allem Schönen, Edeln, Feinen und Bequemem aber mit Scheu und mit der Ueberzeugung ausblüht, dies sei nicht für die Bauern.

Es gefällt ihnen ein schönes, blankes und nettes Haus — aber so etwas gebührt ja dem Bauer nicht; und deshalb trachtet er auch nicht, sich seine Wohnung schön herzurichten. Es gefällt den Bäuerinnen der passende, das nett geschnittene Kleid einer Stadtfrau, — aber diese Nettigkeit ist zu hoch für ein Bauernweib oder eine Bauerstochter, sie zahlen ihren Schuftern und Schneidern dasselbe theure Geld, ohne diese Leute anzuspornen, mit mehr Kunst und Verstand zu arbeiten und bessere Kleidungsstücke zu fertigen. Mancher alte Bauer kann sich in seinen schweren, unförmlichen Stiefeln nur mit ununterbrochener schmerzlicher Empfindung weiterbewegen — aber, mein Gott, der Bauersmann kann ja nicht alles so akkurat haben, wie die „Noblichen!“ — Der Bauer kauft stets das Billigere und Schlechtere ein; er genießt von seinen eigenen Früchten immer nur das Geringere und während er dem Müller sein schönstes Korn um ein Spottgeld hingeben muß, läßt er für den eigenen Hausbedarf das sogenannte „Ginrich“ mahlen.

Ganz ähnlich verhält sich das Bauerngemüth auch gegenüber den höheren Dingen. Der Bauer ist der Ueber-

zeugung, daß sich Härlichkeit und Liebe nicht für ihn schickt. Wenn die Kinder nur halbwegs aus den Windeln gewachsen sind, haben die Eltern kaum mehr ein zärtliches Wort für sie, — das dumme Manierlob Fremder schächtert aber das feinfühligste Kindergemüth nur ein — und so müssen Knaben und Mädchen ohne zärtliche, liebevolle Behandlung aufwachsen. In der Ehe selber ist jedes Verrathen der gegenseitigen Liebe durch irgendwelche zärtliche Aeußerungen u. s. w. verpönt, besonders vor anderen Leuten. Meistens ist in der Bauernheute ohnehin keine Liebe vorhanden, nur ein unbestimmtes Gefühl der gegenseitigen Abhängigkeit und Zusammengehörigkeit. Ja, wenn sich irgendwo die Zärtlichkeit an den Tag wagen wollte, erregt sie in den verdorbenen Gemüthern Ekel und Unwillen und wird mit heißem Spott verfolgt: „Die fade Zepen,“ heißt es z. B., „die thut ja, als ob sie ihren Sepperl noch in den (Hintern) Magen kriechen wollte,“ und ähnliche Derbeheiten mehr. Und weil sich das Gemüth nicht nach der edleren Seite entwickeln darf, so entwickelt es sich nach der garstigen. Es ist, als ob sich der durch stete seine Kränkung angehäufte Unmuth, Verdruß und Groll im Bauerngemüth unendlich viele Höhlen und Gänge und Schlupfwinkel auswählen würde, in denen es nun fortwährend heimlich gährt und arbeitet, so daß auch die landläufige Reservirtheit nicht immer alle Ausbrüche des Grolles eindämmen kann. So tritt das Rohe, Grobe an die Stelle des zurückgewiesenen Feinen, Zarten und Naiven.

Die Landleute sind überzeugt, daß keiner der Ihrigen etwas Tüchtiges und Ansehnliches werden kann in der Welt. „Einen armen Menschen“ — der Bauer bekennet sich immer als arm, wenn sein Gut auch 30.000 Gulden werth ist — einen armen Menschen lassen 'net fürhin,“ oder „ein Bauernmensch hat garnicht den Kopf zu so was,“ das sind die gewöhnlichen Einwendungen, wenn man ihnen etwa nahelegt, ein Kind auszubilden zu lassen, oder wenn z. B. ich ihnen meine eigenen Lebenspläne, auf ihre Aufforderung dargelegt habe. Und diese Phrasen dienen dem Bauer zu seiner Selbstberuhigung, damit er ja keinen Versuch machen darf, sich aus seinen geistigen und materiellen Uebelständen aufzuraffen.

Es ist nach alledem sehr bezeichnend für die Gemüthsverfassung der Bauern, daß sich rühmliche Nachrichten über einen Angehörigen des Dorfes nur trüg und langsam verbreiten; hingegen pflanzen sich Skandale mit der größten Schnelligkeit fort. Für das Elende und Garstige sind die Bauerngemüthe gute Leiter, wie das Eisen ein guter Wärmeleiter ist; für Freudiges, Schönes, sind sie weit schlechtere Leiter. Nur das Elend interessiert sie, Schwierigkeiten, mit denen Andere zu kämpfen haben; daher ist es auch eine willkommene Neugier, wenn sich ein neues Wirth unter verschiedenen Händeln mit dem alten etablirt, wenn überhaupt ein neues Unternehmen auftaucht, dem man anfänglich alles Gelingen absprechen kann.

Ebenso bezeichnend ist es, wie schnell sich eine Skandalnachricht mit dem Bauerngemüth amalgamirt, wie bald sich dieses darüber beruhigt. Als der schon einmal erwähnte häßliche Kretin, ein taubstummes, garstiges Mädchen, schwanger wurde und ein Töchterchen gebar, war sofort das ganze Dorf in hellen Aufruhr und, ich möchte beinahe sagen, froher Aufregung. Aber schon nach 8—14 Tagen redete kein Mensch mehr davon; daß man den häßlichen Vater ausfindig machen sollte, um ihn ordentlich zu bestrafen und an den Pranger zu stellen, fiel Niemanden mehr ein. Nun ist's ja auch so wieder gut.

Freilich, wenn sich das Objekt, von dem der wirkliche oder vermeintliche Skandal ausgeht, wehrt und seine Sache nicht mit dem Elende der Umgebung amalgamiren und identifiziren lassen will, dann wird das Gerücht lange nicht ruhen. So ergeht es mir mit meinem Austritt aus dem Kloster. Das ist eben das Dämonische am Elend, daß es eine Domäne, die es schon als die seine betrachtet, nicht auslassen will, daß die Elenden sich untröstlich fühlen und vom Neide gequält werden, wenn sich ein Anderer neben ihnen aus der Misere emporarbeitet, nachdem sie ihn schon sicher zu den Ihrigen gezählt.

Das Bauerngemüth anerkennt das Geringere und Schlechtere als ihm gebührend; es ist vollständig damit zufrieden, und eine Menge aus dem Manier System geholt Sophismen und Scheingründe müssen das Bauerngemüth hierin unterstützen. „Für einen Bauernmensch schickt sich so was Nobles nit,“ heißt es, wenn etwa ein bequemes Ruhebett billig und unter der Hand zu bekommen wäre; „Das wäre eine Hoffarth,“ sagt das Bäuerlein, wenn es den Schufter aufmerksam machen sollte, die Stiefel kleiner und passender zu machen, wie die schlechten bisherigen. „Wir müssen froh sein, wenn wir unser tägliches Brot haben,“ so klingt eine besonders demüthigliche, christliche Phrase im Munde eines Vaters, den etwa der Lehrer aufgefordert hatte, ein talentvolles Söhnchen besser auszubilden zu lassen u. s. f. Der angeerbte träge Wille unterstützt das Bauerngemüth auf's Ausgiebigste in dieser Zufriedenheit mit dem Schlechteren. Weh' aber, wenn ein Individuum aus der Bauernwelt selbst, das Ney der maniergerechten Sophismen zerreißen und die Willensträgheit überwindend, aus den Tiefen dieses pflichtschuldigen Elendes sich zu einer besseren Lebensanschauung und Lebensverwertung aufzuschwingen versucht! Wie schlecht sich da die „Zufriedenheit“ der Umgebung bewährt! Wie sie sich in Eifersucht und Neid gleich geärgert, ja sittlich empört fühlen schon über diesen Versuch! Wie sie anfänglich mit Spott und Hohn, bald

mit Geifer und Verbissenheit den Betreffenden verfolgen! Der Neid ist ein weiterer Grundzug des Bauerngemüthes, und der Bauer mag sich noch so sehr wehren, um sich nicht von dieser Leidenschaft zu lauten Aeußerungen oder zu Handlungen hinreißen zu lassen — vorhanden ist sie ja immer in ihm, bei dem Gedanken an höher steigende Standesgenossen, so lange in ihm unverwerthete Kraft vorhanden ist; das Gefühl des Neides ist ja nicht selten nur die Strafe für die Nichtverwendung einer Kraft, die dem Beneidenden vielleicht in demselben Maße zur Verfügung gestanden wäre, wie dem thätigeren Beneideten. In dem Bauer ist aber das Gefühl des Neides um so einschneidender und kränkender als er durch seine Manier-sage sich einredet, der Beneidete, Höherstrebende sei nur mit seinem „nur auf das Irdische“ gerichteten Thun und Trachten im Unrecht, er aber, der neidische Bauer, bleibe, wie sich's gehört, beim alten Herkommen. Er sucht noch besondere Gründe, um das Streben und die Erfolge des Andern bemängeln zu können und dabei selber mit der eigenen Unthätigkeit in desto günstigerem Lichte zu erscheinen. „Warte nur, es wird ihnen schon noch einmal heimkommen,“ sagte eine liebenswürdige Verwandte direkt zu meiner Mutter, „weil sie keine Geistlichen werden wollen.“ Die Drohung galt nämlich mir und meinem Bruder, welcher damals in Wien an der Handelsakademie studirte. So schätzte sich bei dieser Person der Neid hinter den Schein der Frömmigkeit, und unser Herrgott soll uns nach ihrer Aeußerung bestrafen, weil wir — keine Geistlichen werden? Kaum deswegen allein; sondern weil wir voraussichtlich einmal einen höheren Lebens-posten einnehmen könnten als ihre nächsten Angehörigen und sie selber.

## Glossen zu Richter's „Irrlehren“

II.

Herr Soetbeer u. Herr Richter.

J. T. Am Sonnabend, den 15. November (Nr. 46) erschien der erste Artikel in der „Berliner Volkstribüne“, der die Richtersche Broschüre besprach und volle acht Tage später erst fühlte sich Herr Richter gedrungen, auf den Artikel zu antworten. Die Antwort läßt alle Argumente, die zwingend darlegen, daß die sozialistische Gesellschaft die Produktion ungeheuer steigern würde, völlig unberücksichtigt und bespricht allein die Höhe des Gesamteinkommens. Mit größerem Nachdruck könnte Professor Koch seine epochemachende Entdeckung nicht veröffentlicht als Eugen Richter seine Einkommenschätzungen. Er thut, als ob er der erste wäre, der einmal Einkommenschätzungen vorgenommen hätte, als ob seine Einkommenschätzung eine neue, wunderthätige Wahrheit wäre, vor der alles auf den Knien liegen müßte. Voll Stolz fragt er: „Warum hält die „Berliner Volkstribüne“ die Berechnungen des Herrn Soetbeer für maßgebender als die meine?“ Die Antwort ist leicht gegeben.

Soetbeer beschäftigt sich seit 10 Jahren mit den Einkommensberechnungen. In den Jahren 1879<sup>1)</sup> 1888<sup>2)</sup> 1889<sup>3)</sup> gab er drei Arbeiten über diesen Gegenstand heraus. Wir sind durchaus Gegner der von Soetbeer auf Grund dieser Schätzungen gezogenen Schlüsse. In dem Artikel „Hat sich die Lage der arbeitenden Klassen verbessert?“ (Berliner Volkstribüne, Nr. 37) haben wir dieser Gegnerschaft den denkbar schärfsten Ausdruck gegeben. Ein anderes aber ist es, Soetbeer's Folgerungen, und ein anderes ist es, Soetbeer's Schätzungen anzugreifen. Soetbeer berechnet nun für 1889 (1889/90) das Gesamteinkommen auf 9332 Millionen (nicht 9382), im Jahre 1890 würde das Gesamteinkommen auf Grund der Berechnungen aus den letzten 16 Jahren um mindestens 1% gewachsen sein (das Einkommen ist von 72—88 um 18,7% gestiegen), also 9425 Millionen betragen haben. Wenn Sie, Herr Richter, auf Grund Ihrer Rechnungen 8424 Millionen Mark erhalten, mithin eine volle, runde Milliarde weniger, so haben Sie die allerzwingendste Verpflichtung, diese Schätzung zu begründen. Sie sagen in Ihrer Erwiderung wörtlich: „Wir haben unsere Schätzungsmethode offen dargelegt und haben jeden Versuch, dieselbe anzusehen, mit Erfolg zurückgewiesen.“ Und nun vergleiche man mit dieser unerhörten Behauptung, was Sie in Ihrer Broschüre thatsächlich gethan haben. Sie schreiben da (S. 15): „Wir glauben nicht zu niedrig, sondern eher zu hoch zu veranschlagen, wenn wir das Durchschnittseinkommen der Personen mit einem Einkommen unter 900 Mk. auf 500 Mk. veranschlagen. Aus welchen Gründen aber, das bleiben Sie uns schuldig. Sie fahren dann fort im Style eines gewiegten Demagogen. S. 16.: „Einfacher zu berechnen ist das Einkommen der Klassensteuerepflichtigen und der Einkommenssteuerepflichtigen, indem man den Durchschnittsbetrag des Einkommens in den einzelnen Klassen vervielfacht mit der Zahl der Steuerepflichtigen dieser Klasse. D. h. also: das Einkommen der 16. Stufe z. B. der Einkommensteuer umschließt die Einkommen von 25 200 Mk. bis 28 800 Mk. In der Stufe enthalten waren 1888/89 1114 Steuerepflichtige. Sie ziehen flott den Durchschnitt, erhalten in diesem Fall 27 000 Mk. und multiplizieren diese Zahl mit 1114 und auf Grund

dieser rein mechanischen Rechnungen, die jeder Schüler machen könnte, behaupten Sie mit dem Tone der Unfehlbarkeit, das Gesamteinkommen wäre so und soviel und wer jetzt daran zweifelt, der ist ein Ignorant. Außerdem sind Sie noch gnädig genug, den Begüterten 500 Millionen zuzulegen, weil es ja landbekannt ist, wie stark die Steuereinschätzung hinter den wirklichen Einkommen zurückbleibt. Aber warum nur 500 Millionen? Eben-sowenig, wie Sie sich über Ihre „Durchschnitts“rechnung, ebensowenig weisen Sie sich über diese „Zulage“ aus. Man soll Ihnen auf Ihr ehrliches Gesicht hin glauben. Und noch eins, Herr Richter, wenn wir von der Soetbeer'schen Summe pro 1889 die Zuschläge (25% resp. 10%) abziehen, so erhalten wir 7 Milliarden, wenn wir Ihre Zuschläge von Ihrer Summe abrechnen, erhalten wir 7900 Millionen abzüglich 1% für 1889 Aufschlag, etwas mehr als 7800 Millionen. Die Sache wird immer verwickelter. Entweder Sie oder Soetbeer müssen falsche Listen haben, und da wäre es doch außer-ordentlich interessant zu erfahren, woher Sie Ihre Zahlen bezogen haben. Soetbeer als wissenschaftlicher Schrift-steller giebt seine Quellen genau an. Sie verschweigen den Ursprung Ihrer Zahlen und zeteren, wenn man Soet-beer „Ihnen gegenüber von vornherein als maßgebend“ hinstellt, wie es die „Volkstribüne“ gethan. —

### Die Vertheilung von Grund und Boden.

Herr Eugen Richter will nicht nur die Industrie-bevölkerung, nein auch die Landbevölkerung vor den „Irrlehren“ der Sozialdemokratie schützen. Und wie führt er diesen Willen aus? Wie er die industriellen Arbeiter zu Kapitalisten, so macht er den größten Theil der ländlichen zu Gutsbesitzern. Wozu sind denn die Zahlen da, denkt Herr Richter, wenn sie nicht gebraucht werden sollen. Auf S. 13 theilt er uns mit, es wären vor-handen landwirthschaftliche Betriebe von weniger als 1 ha 2 323 316, im Umfange von 1 bis 10 ha 2 274 096; das sind also 4 597 412 Grundeigentümer, deren Grund und Boden, Vieh und Vorräthe die Sozialdemokraten ohne Entschädigung abnehmen würden (S. 13). Und da kommen noch die Sozialdemokraten und behaupten, die ungeheure Masse des Volkes wäre beschlos. Herr Richter, Sie sind ein Meister, wenn es sich darum handelt, Gründe für Ihre Meinung zu finden. Aber ich will Ihnen einige andere Zahlen nennen, die Ihr statistisches Talent illustriren sollen.

Diese 2 323 316 Besitzer\*) von landwirthschaftlichen Betrieben besaßen im Ganzen 777 958 ha, d. h. also im Durchschnitt  $\frac{1}{3}$  ha, oder von dem ganzen in Kultur befindlichen Boden 2,4 pCt. Doch noch mehr: die nächsten 2 274 096 Eigentümer von 1 bis 10 ha hatten im Besitz 8 145 130 ha d. h. im Durchschnitt 3,7 ha; zum Vergleich will ich noch die nächsten Gruppen erwähnen:

	Besitzer	ha
10 bis 100 ha	653 941	15 159 621
über 100	29 991	7 780 263

Das heißt: die 12,9 Besitzer der Gruppen von 10 ha und darüber haben 72 pCt. des gesammten Grund und Bodens inne und die ganze, große Masse der übrigen Landbesitzer, die 87,1 pCt. müssen mit dem kleinen Theile von 28 pCt. verlieb nehmen. Was treibt Sie eigentlich dazu, diese armen, elenden Leute, die sich jahraus jahrein abqualen müssen, um aus dem Stückchen Land ihre paar Kartoffeln, ihr Gemüse und ihr Brot herauszuarbeiten, zu Grundbesitzern zu machen, deren Eigenthum von der Sozialdemokratie Gefahr droht? Sie wollen eben mit Ihren Zahlen agitatorisch hausiren gehn, Sie wollen die ländlichen Proletarier der Sozialdemokratie abwendig machen und deswegen fälschen Sie zwar nicht, nein Sie unterdrücken Thatfachen (§ 263 d. Strafgesetzbuchs f. d. D. R.), Sie Spiegeln den industriellen Arbeitern Ersparnisse vor, die der Bourgeoisie gehören und den ländlichen Arbeiter einen Grundbesitz, der in den Händen der größeren und großen Grundbesitzer ruht.

Und gehört denn das Land überhaupt seinem nominellen Besitzer. Der Form nach ja, thatsächlich nicht. Eugen Jäger\*\*) berechnet die hypothetische Belastung der Landwirtschaft im deutschen Reich auf 10 Milliarden, was einer Zinslast von jährlich 500 Millionen Mark gleichkommt. (In welche Tasche fließen beiläufig nun diese 500 Millionen Mark? Nach Richter wahrscheinlich in die der industriellen Arbeiter). Also wenn wir nach der Zahl der thatsächlichen Besitzer des Landes forschen wollen, müssen wir einen Einblick in die Hypotheken-dokumente, in die Wechsel der Bauern suchen. —

### Der Anwalt des Kleinbetriebes.

Die Sozialdemokraten sind doch böse Menschen. Da behaupten sie wieder, daß der Kleinbetrieb nicht ein-träglich sei, daß der Großbetrieb mit weniger Arbeits-zeit weit mehr produziere, während das doch grundfalsch ist (S. 23). Nachdem Herr Richter eine Reihe von Zahlen anführt, die zeigen, daß es im Jahre 1882 noch eine große Menge von Kleinbetrieben in der Landwirth-schaft giebt — Ihre Leser werden Ihnen für die Keuzig-keit dieser Mittheilung Dank wissen — konstatirt er, daß oft größere Güter zur Parzellirung angekauft würden. Bisher hat man die Einträglichkeit eines Gutes stets nach seiner Ertragsfähigkeit berechnet, nicht nach seiner Verkaufsfähigkeit. Es ist eine alte Geschichte, daß sich

kleine Parzellen weit leichter verkaufen lassen, als große Güter, weil die Käufer kleiner Güter meistens selbst arbeiten und ihre Arbeitskraft nicht in Anrechnung bringen. Fragen Sie Ihren Kollegen im Landtag, Herrn Sombart, nur, Herr Richter, der Herr kennt den Kniff ganz genau, er hat ihn\*) bei der Berathung des Gesetzentwurfes über „Rentengüter“ mit cynischer Offenheit erzählt: „Ein Großgrundbesitzer, der 1350 Morgen unter dem Pfluge hatte, wirthschaftete mit Unterbilanz, da verpachtet er 1130 Morgen, und jetzt bezieht er eine Rente von 12½ Mk. pro Morgen. Und woher kommt das, weil die Leute hungern und darben, wenn nichts in der Küche ist und sich dürftig kleiden, um ihre Pacht her-auszuwirtschaften.“ —

Das klingt ganz anders, Herr Richter, und der Gutsbesitzer Sombart wir Ihnen in diesem Punkte doch maßgebend sein.

Genau so treffend sind Ihre Zahlen, die Sie aus dem Gebiete der Industrie, des Handels anführen; was will das sagen, wenn Sie anführen, daß es in ganz Deutschland nur 1423 Bäcker, 642 Fleischer, 2050 Schneider zc. mit mehr als 5 Gehilfen giebt. Mit dem-selben Rechte könnte ich Folgendes anführen. Nach der Berufszählung vom 5. Juni 1882 waren beschäftigt:\*)

	überhaupt	in Betrieben mit mehr als 5 Gehilfen
Berbau, Hütten-, Salinenwesen	416 530	414 726
Industrie von Steinen	349 196	251 286
Maschinen, Instrumente	356 089	228 524
Chemische Industrie	71 777	54 910
Rübenzuckerfabrikation	67 248	67 255
Tabakfabrikation	113 396	91 595
u. s. w. u. s. w.		

Also die übergroße Mehrheit dieser Arbeiter war in Großbetrieben beschäftigt. Die Aufführung der Per-sonen, die in den Betrieben beschäftigt sind, zeigt jeden-falls viel klarer das Verhältnis der Kleinbetriebe zu den Großbetrieben als die Anführung der Zahl der Betriebe. Und wie anders stellt sich erst das Resultat, wenn man die Dampfkraft in Betracht zieht. Rechnet man mit dem Statistiker Engel die Dampfkraft zu 21 Menschenkräften, so ergibt sich, daß in Preußen die Großindustrie schon 1875 über die dreifache Anzahl von Menschenkräften wie die Klein-industrie gebot, wie Sie ausführlich in Kampfmeyer's „zur Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus in Deutsch-land“ (Berliner Arbeiterbibliothek, II. Serie, Heft 5 u. 6) nachlesen können. Und dabei behaupten Sie, noch an die Zukunft des kleinen Handwerks zu glauben?!

Schließlich, was wollen Sie mit Ihren Angaben denn beweisen? Daß der Großbetrieb nicht vorteilhafter sei, als der Kleinbetrieb (S. 23.). Und diese Behaup-tung soll durch die Thatfache bewiesen werden, daß es überhaupt noch Kleinbetriebe giebt. Gewiß, Herr Richter, die kleinen Betriebe halten sich, aber durch Entbehrung, Noth; es ist ein ungeheurer Kampf, der sich hier ab-spielt. Fragen Sie einmal die kleinen Gewerbetreibenden, die Handwerker, wie die Konkurrenz der großen Bazare, der Fabriken auf ihnen lastet; sie halten sich — ja, durch einen sechsmonatlichen Kredit, durch eine Anspannung des Kredits, wie er bis jetzt unerhört war. Um die Einträglichkeit des Kleinbetriebes zu erweisen, führen Sie an, daß die Jurist der Kleinhändler vor der Konkurrenz der städtischen Markthallen in Berlin eine grundlose ge-zwungen wäre. (S. 23.) Das hat Ihnen wohl Ihr Grün-kranhändler erzählt und dieses Aneinanderfügen unzu-sammenhängender Behauptungen nennen Sie national-ökonomische Beweisführung. Wahrlich, die Kleinbürger, die das Rückgrat der freisinnigen Partei bilden, sollten sich ihren Vertreter Eugen Richter einmal ansehen, wie er ihre Leiden versteht und es leugnet, daß der Fabrikbetrieb das Handwerk verdränge (S. 24). Für diesen Volks-anwalt des Kleinbetriebes, dessen ökonomische Einsicht eine verzeihliche Ähnlichkeit mit dem Rechtsverständnis eines Volksanwalts alias Winkelkonsulenten haben, würden sie sich bedanken, wenn sie politisches Verständnis be-säßen.

### Konzentration des Kapitals.

Herr Richter will aber nicht nur beweisen, daß der Kleinbetrieb einträglich ist, sondern erklärt auch die Behauptung: „In der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung werden die Kleinbetriebe von den Großbetrieben aufge-saugt“ für falsch. Wenn Sie diese Behauptung erweisen wollten, hätten Sie für die Entwicklung der Industrie und Landwirthschaft Zahlen beibringen müssen. Sie aber beschränken sich darauf, zu konstatiren, in den Jahren 1859—67 (etwas weit zurück) hat sich in den 6 östlichen Provinzen und Westphalen die Zahl der nicht spannfähigen Kleinstellen um 103 000, d. i. um mehr als ein Sechstel, vermehrt (S. 23). Also die Zahl der nicht ertragsfähigen Güter, der kleinste Par-zellen hat sich vermehrt — woher das kommt, wird Ihnen nach dem von Herrn Sombart Gefagten wohl klar sein — und deswegen schon leugnen Sie eine Kon-zentration des Kapitals. Sie sind genugsam Herr Richter. Ich will Ihnen einen 6fachen Beweis für die Konzentration des Kapitals anführen. Es gab in Deutschland:

\*) Umfang und Vertheilung des Volkseinkommens im preu-ßischen Staate. Leipzig 1879.  
\*) Zur Einkommensstatistik von Preußen, Sachsen und Groß-bettanien. Berlin 1888.  
\*) Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik. Jena 1889.

\*) J. Conrad, Agrarstatistische Untersuchungen im Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik. Jena 1889.  
\*\*) Die Agrarfrage der Gegenwart. Berlin 1884, II. S. 198.

\*) Stenographischer Bericht des Hauses der Abgeordneten. S. 1428.  
\*) Statistisches Jahrbuch für das deutsche Reich 1889.

I. Steinkohlenbetriebe		Geförderte Tonnen Kohlen*)
1871/75	623	34 485 400
1888	422	65 386 000
II. Braunkohlenbetriebe		Geförderte Tonnen Kohlen
1871/75	862	9 672 200
1888	623	16 574 000
III. Brauereien.		Menge des ge- wonnenen Bieres hl.
1872	14 157	16 102 200
1888/89	9 556	28 652 700

Ist es ein Zufall, Herr Richter, daß trotz der Verminderung der Betriebe die Produktion ungeheuer steigt oder liegt das im Wesen des Großkapitals? Doch weiter. Eine Konzentration des Kapitals findet auch schon dann statt, wenn das ganz kleine Kapital und das Großkapital wächst und der Mittelstand auseinander gesprengt wird.

#### IV. Landwirthschaft\*

Es gab in Schlesien im Jahre:

1850	45 799	Bauerngüter
1880	40 876	"
minus 4 923 Bauerngüter		
in Posen 1859	47 869	spannfähige Güter
1880	39 289	"
minus 8 580 spannfähige Güter		
Dagegen gab es		
1859	33 960	nichtspannfähige Güter
1880	44 470	"
plus 10 510 nichtspannfähige Güter		

Der Verfasser des Werkes, dem ich diese Zahlen entnehme, fügt hinzu: „Wie aus obigem zu ersehen, sind bei gleichzeitigem Verschwinden der Bauernhöfe die kleinen, unselfständigen Besitzungen sehr rasch gewachsen, was als Vortheil umso weniger angesehen werden kann, als deren Eigenthümer nur in ganz vereinzelt Fällen heraufgekommene Arbeiter, größtentheils wohl mehr zurückgekommene Bauern sind.“

Der zitierte Verfasser gehört der Zentrumspartei an, sein Ideal ist ein mittlerer Bauernstand, daher das Urtheil.

#### V. Einkommen.\*)

\*) Ad. Soetbeer. Zeitschrift für Nationalökonomie u. Statistik. Jena 1889.

In Preußen gab es:

im Jahre 1876: 24 832 784 Einwohner  
1888: 28 374 035

Die Einwohnerschaft hatte sich vermehrt um 14,3 pCt.

Die Censiten mit einem Einkommen von 525 Mark und darunter (also die mit 420 Mark eingeschätzten, Herr Richter, um Ihnen nicht wehe zu thun, da Sie ja die Schätzungen Soetbeers willkürlich nennen) zählten mit ihren Angehörigen:

1876 . . . . . 6 369 856  
1888 . . . . . 8 285 164

d. i. ein Wachsen nicht um 14 pCt., sondern um volle 30 pCt.

Die Censiten mit 10 000 Mark Einkommen und darüber zählten mit ihren Angehörigen:

1876 . . . . . 1 940  
1888 . . . . . 2 930

d. i. eine Steigerung nicht von 14 pCt., sondern von vollen 51 pCt.

Bemerken Sie nun die Konzentration des Kapitals, Herr Richter? Die untersten und obersten Klassen vermehren sich stark, der Mittelstand wird zerrieben.

#### Eugen Richter als Kritiker.

Ich bin fast am Ende meiner Betrachtungen angelangt und könnte noch Spalten schreiben, um alle Irrthümer, unbewiesene Behauptungen und Versärbensheiten anzuführen. Auf Seite 20 erklärt Herr Richter, daß der Zinsgewinn nur eine Leistung aus dem Ertrage des Volkshaushalts ist, der auch eine Gegenleistung gegenübersteht. Mit dem Wegfall des Zinsgewinns muß die Gesamtheit diese Gegenleistung — Ersparrung von Kapital — für die Zukunft übernehmen und vermindert ich damit auch der Arbeitsertrag des Einzelnen aus dem Volkshaushalt. Nicht durch Wegfall des Zinsgewinns, durch Uebernahme der Produktionsmittel übernimmt die Gesellschaft die Verpflichtung, neue Arbeitsmittel zu produzieren Herr Richter, was Sie à la Schulze-Delitzsch Ersparrung von Kapital nennen. Genau wie jetzt wird sich ein Theil der Arbeit beschäftigen, Konsumptibilitäten herzustellen wie Brod, Fleisch, Kleider, und ein anderer Theil, Arbeitsmittel, Maschinen, Werkzeuge, und ein dritter Häuser, Meliorationen u. s. w. Genau wie jetzt oder bei der Entwidlung der Industrie viel stärker wird eine Theilung der Arbeit stattfinden. Es ist eigenthümlich, wie Herr Richters platte Alltäglichkeit, selbstverständliche Sätze mit der Miene einer von ihm erforschten Wahrheit hinstellt, wie er Dinge, die zum täglichen agitatorischen Küstzeug der Sozialdemokratie gehören — so den Satz, daß es nur eine Handvoll Reiche giebt und die große Masse des Volkes in Armuth lebt — als eine von ihm geäußerte Wahrheit ausposaunt (S. 17). Geradezu lässlich ist die Naivität, mit welcher Richter in dem Kapitel: „Konfiskation des Privatvermögens“

(S. 10—14) das rothe Gespenst zitiert. Furcht und Grauen will er erregen, indem er auf diese Konfiskation ohne Entschädigung hinweist, während er doch selbst bei der geplanten Aufhebung der Steuerfreiheiten der Reichsunmittelbaren gegen jede Entschädigung wettet. Für uns, Herr Richter, ist der Kapitalprofit ebenso ein Privilegium wie die Steuerfreiheit der Reichsunmittelbaren. Naiv ist es auch, wenn Richter (S. 25) den Nachweis erbracht zu haben behauptet, daß der Großbetrieb an sich keineswegs überall Vortheile bringt, sondern vielfach Nachtheile, während er nur gezeigt hat, daß der Verkauf von Parzellen den Güterglücklichen Vortheile bringt und daß es im Jahre 1882 noch Kleinbetriebe giebt. Naiv kann ich es gleichfalls nur nennen, wenn Richter (S. 30) bei Erwägung der dem Handel obliegenden Reklamekosten allein an die Pittafhäuser denkt. Fragen Sie einmal Ihre industriellen Freunde im Reichstag, Herr Richter, was ihre Reklamebücher, Annoncen, ihre Reisenden und Ausstattungen jährlich kosten, die Antwort wird nicht ausbleiben.

Das ist der Kritiker Eugen Richter, der die Theorien der Sozialdemokraten als Irrlehren verdammt. Als Unterlage für diese Theorien dient ihm Bellamy's Buch „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887“, ein Buch, das Anhänger und Gegner der sozialdemokratischen Theorien als bedeutend anerkennen und von dem der Uebersetzer, der bekannte Moralphilosoph Georg Geyser, meint, es enthalte große ethische Wahrheiten. Als zweites Angriffsobjekt benutzt Richter Bebel's Buch „Die Frau“, dessen Material mit bewundernswertem Fleiß zusammengetragen ist, und aus dem jeder Satz echte Menschenfreundlichkeit spricht. Hier bohrt sich Richter ein, um „logisch strenge Folgerungen aus den eignen positiven Hauptätzen der Sozialdemokratie zu ziehen.“ (S. 8). Wer aber hat je behauptet, daß unsere Partei für alle individuellen Aeußerungen dieser Männer haßbar zu machen sei? Die Verfasser würden sich selbst am meisten dagegen sträuben. — Sie sind vielleicht ungehalten, Herr Richter, daß ich Ihre Auslegungen aus dem Zusammenhang gerissen habe, doch dieser Vorwurf wäre ungerecht, man kann das nicht aus dem Zusammenhang reißen, was keinen Zusammenhang hat. Ihre „Kritik“ ist nichts als ein Mißbrauch der Statistik. Ueberall gut durch Ihre Ausführungen das freisinnige Philistertum hindurch, welches die Volkswirthschaft vom Standpunkte des Geldes und insbesondere vom Standpunkte des Profites aus betrachtet. Als Kenner der Finanzen Deutschlands, des Militarismus, als ehrlicher Politiker haben Sie Vorzüge, gewiß, aber um so schlimmer ist es, wenn Sie mit der Miene eines Weisen an die Probleme des Sozialismus herantreten und seine dreimal im Feuer der Wissenschaft gefesteten, stahlharten Theorien widerlegen wollen.

#### Ein Märtyrer vor seinem Tode.

Wir erhielten (so schreibt das Blatt „Free Russia“, dem die Wiener „Arbeiterzeitung“ diesen Brief entnimmt) von Sibirien einen Brief, den Leo Bernstein (hingerichtet in Jakutsk am 6. August 1889) an seinen Sohn, einige Stunden — vielleicht einige Minuten — vor der Befreiung des Schaffotes, geschrieben hat.

An Mitia! Meiner Lieber, mein kleines Täubchen, mein geliebter unglücklicher Mitia!

Ich habe bereits meine letzte Pflicht erfüllt, so laß meine letzten Worte Dir gehören. Ich fühle mich Dir gegenüber schuldig, mein Einziger. Ich gab Dir das Leben und nun lasse ich Dich als Kind in den Händen Deiner armen Mutter zurück, die schon jetzt vom Elend erschöpft ist. Welche Kämpfe, welches Leben der Entbehrung muß sie erdulden, bevor sie Dich als erwachsenen Jüngling sehen wird — bevor Du im Stande sein wirst, alle Opfer zu verstehen, alle Leiden zu begreifen, die sie ihr Leben hindurch hat erdulden müssen. Ich verlasse Dich jetzt, so wie ich sie verlasse, ich vertraue Dich ihr und sie Dir an. Ihr müßt beide für einander leben. Wirst Du mir jemals so aufrichtig vergeben wie es Dein Mütterchen that? Sie wird Dir meinen ganzen Lebenslauf erzählen; vielleicht wirst Du mich verstehen; vielleicht wirst Du meiner und meines Thuns mit Dankbarkeit gedenken. Wie dem auch sei, ich habe immer ehrlich gehandelt. Ich weiß nicht, wann Du diese meine letzten Worte lesen wirst. Vielleicht wird ein freier Luftzug in unserem unglücklichen Vaterlande wehen, und es wird unter den Strohlen der Freiheit und Gerechtigkeit wieder aufleben. Vielleicht wird Dein Leben, mein Einziger, lieber, lieber Knabe, ein ganz verschiedenes sein — ein glücklicheres (Gott möge es gesatteln, daß dem so sei!) und Du wirst unsere Zeit bloß vom Horenfagen kennen. Bemühe Dich dann, die schweren düsteren Zeiten, in denen wir lebten, zu verstehen. Der Sturmwind des Kampfes hat Jahr um Jahr viele Opfer von der Oberfläche unseres geliebten Mutterlandes hinweggefegt. Auch ich war eines dieser Opfer, ich, Dein Vater, der sich Dir gegenüber so schuldig fühlte, und der sein Schicksal in der fernen Wildnis von Jakutsk verhängnißvoll gefunden hat. Nun, mein Liebster, wirst Du mir vergeben? Willst Du? O ja! Ich baue so fest darauf, als ich auch darauf vertraue, daß Du in kommenden Zeiten ein guter, ehrlicher und guterzuger Mann sein wirst. Aus der Tiefe meiner Seele, sage ich Dir, daß ich ungeachtet der vielen Prüfungen, welche ich erdulden mußte, immer so glücklich war, als ein Mensch es sein kann, weil ich nie mein Glück im Glanz des Reichthums oder in der Befriedigung der Eitelkeit gesucht habe, sondern in einem Leben, welches im Einklang mit den Gesetzen der Ehre und des Gewissens

sein sollte. Ich wünsche, daß auch Du jenes Glück kennen lernst. Ich wünsche Dir den inneren Frieden mit Dir selbst, der nur aus einem solchen Leben entspringen kann. Ich beabsichtigte, Dir haarklein mein Leben in meinen Bekenntnissen zu schildern, mein lieber Sohn. Doch ach! der Tod kam zu früh und verhinderte mich, diese Pflicht zu erfüllen. Dein liebes, gutes Mütterchen wird Dir alles darüber berichten, und Du wirst sehen und begreifen, daß ich recht gethan habe, daß böse Gedanken, böse Wünsche fern von mir waren. Du wirst auch erfahren, wie schwer es für mich war, den Weg des Kampfes einzuschlagen, den mich die Pflicht gehen ließ. Mein Wesen sehnte sich nach Güte, Liebe und Menschlichkeit. Aber nichtsdestoweniger gerade dieser selben Liebe wegen mußten wir der Gewalt begegnen und müssen andere rufen, die beitragen sollen zu diesem Kampf, der auf Gewalt basiert ist. Wir haben einen unerschütterlichen Glauben an das zukünftige Gedeihen und das Glück unseres Landes und unseres Volkes. Aber wir selbst haben nur das Elend gesehen, welches wir um uns gesät haben gerade unter denen, die uns am theuersten waren. Ich verbrachte mehr als 5 Jahre in verschiedenen Gefängnissen. Ich litt im Exil und erduldet das Leben eines russischen Soldaten, und morgen werde ich am Schaffot sterben. Trotzdem will ich Dir ganz aufrichtig sagen, ohne etwas zu verschweigen, daß das größte Leid bei alledem das Gefühl des Schmerzes ist, welches ich gezwungen war, jenen Menschen, die mir am nächsten waren, zuzufügen. Nun sitze ich hier und Du liegst — neben mir. Deine unglückliche Mutter bemüht sich ihre Thränen zu unterdrücken und lämpft, um Muth zu fassen. Eine schmerzvolle, mäheliche Zukunft steht Euch beiden gewiß bevor, während ich, glaube mir, mein Lieber, bloß von dem einen Gedanken gequält werde: das ist der herzzerreißende Schmerz, den Ihr beide zu erdulden haben werdet. Ohne diesen Gedanken würde ich mit Freunden meinen letzten Blick auf die schöne Welt werfen und ohne Bedauern mein Leben für meine Freunde opfern. Möge Dich glücklich sein! und möge der Glaube in die Gerechtigkeit und Freiheit der künftigen Gesellschaft immer der Deine sein. Vergiß mich nicht, mein lieber, mein guter, mein geliebter Sohn. Aber vor Allem gedenke, daß Du Deine Mutter mehr denn Alles auf Erden lieben mußt. Laß dies meinen letzten Willen sein, den ich an Dich richte!

Und nun leb' wohl, mein Liebster! Leb' wohl! und gedenke mein, wenigstens in dem, was Du von Deinem Mütterchen über mich hören wirst.

Ich lasse Dich oft und oft. Lebe wohl! Dein Dich warm liebender, wenn auch gegen Dich schuldiger Vater  
Leo Kohan Bernstein.

Jakutsk, am 6. August 1889.

#### Produktion und Technik.

**Schnellverkehr in Städten.** Das Zensusbureau der Vereinigten Staaten hat ein von D. C. Adams bearbeitetes Bulletin über die Vermehrung des Schnellverkehrs in Städten von über 50 000 Einwohnern ausgegeben, worin sich die folgenden Angaben finden. Die Zunahme und der Procentsatz der Gesamtlänge der Schnellverkehrsmittel stellt sich nach diesem Bulletin für 1880 bis 1889 folgendermaßen:

Jahr	Gesamt- Meilenzahl	Zunahme Meilen	Prozent
1880	1639,54		
1881	1765,95	67,41	4,52
1882	1875,10	109,15	6,18
1883	1941,49	66,39	3,54
1884	2031,84	90,35	4,65
1885	2149,66	117,82	5,80
1886	2289,81	140,25	6,52
1887	2507,16	307,25	13,42
1888	2854,94	357,78	9,93
1889	3150,93	295,99	10,37

Zusammen 1461,39 Meilen, 86,50 Prozenten zu der Meilenzahl der Länge der Bahnen sind aus folgender Zusammenstellung zu erfahren:

	Meilen	Prozent
Thierische Kraft	2 351,10	74,62
Elektrizität	269,36	8,54
Kabel	255,87	8,12
Dampf (Felderbahnen)	61,79	1,96
Dampf (Bahnen auf ebener Erde)	221,81	7,04
Total 3150,93		100,00

Die Länge der Straßenbahnen in Meilen betrug 1886 in 368,62 Meilen; Chicago 365,50; Boston 329,47; Brooklyn 324,63; Philadelphia 324,21.

Die Länge der doppelgleisigen Bahnen in jeder der genannten fünf Städte betrug: Chicago 175,05; New-York 161,90; Brooklyn 134,84; Boston 104,54; Philadelphia 39,99.

Am 31. Dezember 1889 gab es in 476 großen und kleinen Städten Schnellverkehrsbahnen und die Gesamtzahl der unabhängig davon betriebenen Straßenbahnen war 807.

**Werth der industriellen Gesamtproduktion in den Vereinigten Staaten:** (Die Ziffern sind einem Werke von Grouland: The co-operative commonwealth entnommen.)

1850	2.187.000.000 Fr.
1860	4.025.000.000 "
1870	6.550.000.880 "

Der Antheil, den die Arbeiter in Lohnform davon erhielten:

1850	1.187.000.000 Fr.
1860	1.895.000.000 "
1870	3.100.000.000 "

Antheil der Kapitalisten (Zins, Profit und Rente):

1850	1.000.000.000 Fr.
1860	2.130.000.000 "
1870	3.550.000.000 "

Die Arbeit erhielt also von ihrem Ertrage:

1850	54 pCt.
1860	47 "
1870	47 "

Der mittlere Arbeitslohn betrug pro Arbeiter 1850 etwa 1 225 Fr., 1860 etwa 1 450 Fr. und 1870 etwa 1 550 Fr., während der von jedem Arbeiter produzierte Mehrwerth 1 025 Fr. im Jahre 1850, 1 625 Fr. im Jahre 1860 und 1 725 Fr. im Jahre 1870 betrug.

\*) Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Jahrg. 1890.  
\*) Eugen Jäger: Agrarfrage der Gegenwart III. S. 214.